

Militär-geschichte

Zeitschrift für historische Bildung

Heft 4/2023

Tapferkeit oder Technik?
Das Offizierkorps der Artillerie

Der Kampf um Bildung
50 Jahre Bundeswehr-Universitäten

Ziele: Dänemark und Emsland
Polnische Operationsplanungen 1989

Die Grenzen des Imperiums

Die römischen Feldzüge in Germanien

Innere Führung verstehen, erklären und erleben



Ab 12. November finden Sie hier das Handbuch und weitere multimediale Angebote zum Download.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

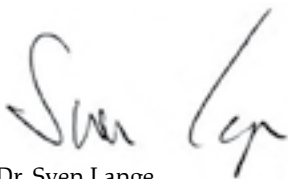
nach dem vielbeachteten Titelbild der letzten Ausgabe kam die Frage auf, wie dessen Auswahl wohl abläuft. Entscheidet die Redaktion oder doch eher die Chefredakteurin? Haben die Herausgeber das letzte Wort? Die Antwort lautet: Die Entscheidung fällt auf einer gemeinsamen Titelbildkonferenz. Warum dieser Aufwand? Ein Titelbild muss hohe Ansprüche erfüllen. Es soll vor allem Interesse wecken, also Blickfang sein und schließlich soll das Titelbild auch auf den Heftinhalt verweisen.

Mit Blick auf die Themenvielfalt jeder Ausgabe der **Militärgeschichte** bedeutet dies, eine Abwägung treffen zu müssen. Welches Thema ist besonders wichtig? Und welches Motiv zieht die Blicke auf sich? Redaktion und Herausgeber haben sich dieses Mal für ein Bild des bekannten Hermannsdenkmals bei Detmold entschieden. Mit über 50 Metern Höhe ist es Deutschlands höchste Statue und erinnert an die berühmte Varusschlacht, dessen Austragungsort lange im Teutoburger Wald vermutet wurde.

Die römische Bedrohung lag bei Fertigstellung des Denkmals zwar bereits viele Jahrhunderte zurück, die Einheit des deutschen Volkes war hingegen erst wenige Jahre zuvor gewonnen worden. Mit dem Germanenfürsten sollte daher nicht nur der vermeintliche Retter der deutschen Kultur gegen römischen Einfluss gefeiert, sondern der Kampf gegen die römischen Invasoren sozusagen als Urknall einer kulturellen Einheit der Deutschen gedeutet werden. Hermanns Sieg gegen die römischen Legionen des Varus galt vielen als Beginn der deutschen Geschichte.

Vielleicht haben Sie das eindrucksvolle Denkmal mit der überlebensgroßen Figur und dem historisch falschen Flügelhelm bereits mit eigenen Augen gesehen, Bilder davon kennen Sie jedoch bestimmt. Warum also die Entscheidung für ein solch bekanntes Motiv? Dafür ausschlaggebend war eine Meldung über ein anderes Nationaldenkmal, rund 1700 Kilometer weiter östlich. Seit über 40 Jahren prägt in Kiew die Mutter-Heimat-Figur die ukrainische Hauptstadt als Wahrzeichen der Stadt. Wie Hermann ist sie ebenfalls mit Schwert und Schild gerüstet. Auf dem Schild waren ursprünglich Hammer und Sichel zu sehen. Nun wurden diese durch das Trysub – das dreizackige Wappen der Ukraine – ersetzt und die Statue in »Mutter Ukraine« umbenannt. Angesichts des Angriffs Russlands werden Sowjetsymbole und russländische Kultur aus dem öffentlichen Raum der Ukraine verbannt. Dieser Vorgang bestätigt, was der Historiker Thomas Nipperdey einmal über Nationaldenkmäler festgestellt hat. Sie seien »ein Versuch, der nationalen Identität in einem anschaulichen, bleibenden Symbol gewiß zu werden«.

Ich wünsche Ihnen viel Freude mit der aktuellen Ausgabe der **Militärgeschichte**.



Dr. Sven Lange
Oberst und Kommandeur
des Zentrums für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr

ZMSBW



Militärsgeschichte | Zeitschrift für historische Bildung



16

Kaisermanöver: Soldaten des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 19 in Feuerstellung, um 1890.



6

Infanterist der Antike: Ausrüstung eines römischen Legionärs im Museum Kalkriese.



24

Reformer im Gleichschritt: Die Verteidigungsminister Helmut Schmidt und Georg Leber reformierten die Ausbildung in der Bundeswehr.

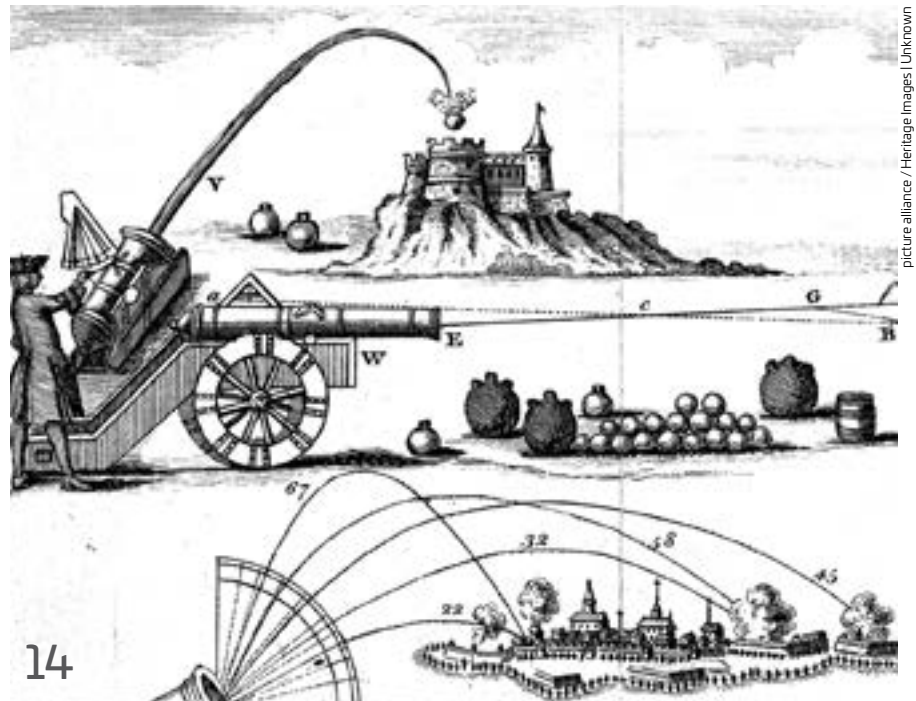


Mit drei Armeen im Angriff: Der polnische Operationsplan von 1989.



22

Geschichte sammeln: Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 als Zigarettenbild.



picture alliance / Heritage Images | Unknow

Mathematisierung des Krieges: Die Zeichnung zeigt die Methode zum Ausrichten eines Artilleriegeschützes auf das Ziel unter Verwendung der Kanonierwaage im 18. Jahrhundert. Inwiefern Krieg und Mathematik seit jeher eng zusammenhängen, zeigt unsere Rubrik »Im Blickpunkt«.

Inhalt 4/2023

- 6 **ANTIKE**
Roms Feldzüge in Germanien
Grenzverteidigung und Eroberungspläne
- 14 **IM BLICKPUNKT**
Mathematisierung des Krieges
- 16 **TRUPPENGESCHICHTE**
Das Offizierkorps der Artillerie
Tapferkeit vs. Technik?
- 22 **MILITÄRGESCHICHTE IM BILD**
»Bilder Deutscher Geschichte«, 1936
- 24 **BUNDESWEHRGESCHICHTE**
Der Weg zum gebildeten Kämpfer
50 Jahre Universitäten der Bundeswehr
- 28 **GESCHICHTE KOMPAKT**
Monroe-Doktrin | 1823
Unternehmen »Ostfront« | 1943
Auschwitzprozesse | 1963
Beginn des Jom-Kippur-Krieges | 1973
- 30 **KALTER KRIEG**
Mit drei Armeen im Angriff
Der polnische Operationsplan vom Juni 1989
- 34 **SERVICE**
Bücher | Medien
Ausstellungen | Der besondere Tipp
Impressum

Coverbild: Das Hermannsdenkmal bei Detmold, Symbol für den Sieg der Germanen über die Römer, aber auch für dessen spätere nationalistische Verklärung. © dpa-Zentralbild | euroluftbild.de / Hans Blosssey

Roms Feldzüge in Germanien

Grenzverteidigung und Eroberungspläne

Die gemeinsame Geschichte, die Römer und Germanen verbindet, ist lang und blutig. Zu Zeiten der Kaiser Augustus und Tiberius versuchte das Imperium Romanum, seine Stellung rechts des Rheins auszubauen. Einer Phase der römischen Militärherrschaft über Germanien folgte die völlige Vernichtung der römischen Legionen unter ihrem Statthalter Varus. Nachdem auch Germanicus die germanischen Stämme nicht endgültig besiegen konnte, zog sich Rom zunächst über den Rhein zurück.

Von Erik Pelzer

Gelebte Geschichte: Im Museum Kalkriese bei Osnabrück wird die Varusschlacht in historischer Ausrüstung nachgespielt.

Das 1875 eingeweihte Denkmal für Hermann den Cherusker bei Detmold gilt bis heute als das Symbol für die Befreiung Germaniens von der Militärherrschaft der Römer. Es vermittelt den Eindruck, dass jener mit Flügelhelm und Schwert ausgestattete Stammesfürst im Jahre 9 n.Chr. in der legendären Varusschlacht für die germanisch-deutsche Freiheit gekämpft und drei römische Legionen im Teutoburger Wald vernichtet habe. Allerdings verklärt und romantisiert dieses Denkmal die historischen Geschehnisse. Weder ist der Name der nationalen mythischen Symbolfigur Hermann überliefert, noch hat er wohl einen geflügelten Helm getragen. Auch fand die Varusschlacht nicht im heutigen Teutoburger Wald statt, vielmehr vermutlich bei Kalkriese in der Nähe von Osnabrück. Und erst recht bedeutete die Schlacht keine Befreiung eines germanisch-deutschen Volkes.

Als gesichert gilt allerdings, dass die Schlacht einen Wendepunkt in den römisch-germanischen Beziehungen markierte. Rom musste seine blutig erkämpfte Provinz aufgeben und sich über den Rhein zurückziehen. Trotz weiterer Feldzüge unter den Kaisern Augustus und Tiberius sollte es Jahrzehnte dauern, bis sich die Römer in Germanien von dieser Niederlage erholten.

Der Rhein als Grenze

Germanen sind Menschen, die »zum Frühstück Fleischstücke [essen]; dazu trinken sie Milch und ungemischten Wein.« So beschreibt der griechische Universalgelehrte Poseidonios im 1. Jahrhundert v.Chr. erstmals die in der nördlichen Mitte Europas lebenden »Barbaren«. Die Römer wussten damals nur sehr wenig über die Stämme zwischen Rhein und Elbe, die noch als besonders primitive Randgruppe im Nordosten Galliens angesehen wurden. Erst mit dem römischen Feldherrn Caesar (100 v.Chr. – 44 v.Chr.) kamen detailliertere Vorstellungen über die Germanen nach Rom. Caesar begann 58 v.Chr. seinen Eroberungsfeldzug in Gallien. Da sein Vorgehen allerdings im römischen

Senat umstritten war, rechtfertigte sich der Feldherr in den von ihm verfassten Kommentaren zum Gallischen Krieg. Heutzutage sind die *Commentarii De Bello Gallico* eine wertvolle Quelle für das Germanenbild der Römer. Caesar war der Erste, der die Vorstellung vom Rhein als einer ethnischen Grenze verbreitete: Danach lebten links des Rheins die Gallier, rechts davon die Germanen und noch weiter im Osten, jenseits der Elbe, die Skythen. Archäologische Untersuchungen haben jedoch ergeben, dass diese Einteilung ungenau ist. Das war wohl auch Caesar selbst bewusst. Letztendlich wollte er nur begründen, warum er seine Eroberungen nicht über den Rhein hinaus fortsetzte. Auf diese Weise prägte er bis zum Ende der Antike die römischen Vorstellungen vom nördlich des römischen Herrschaftsraumes gelegenen Europa.

Caesar gegen den König der Germanen

Die erste große Bedrohung für Caesars Feldzug in Gallien erschien bereits um das Jahr 71 v.Chr. in der Person des sogenannten *Rex Germanorum* Ariovist. Dieser »König der Germanen« war aus dem Gebiet der Sueben einem gallischen Hilferuf über den Rhein gefolgt und hatte sich danach im Land seiner Verbündeten niedergelassen. Im Rahmen seiner dort betriebenen Machtpolitik scharten



Gesicht der Niederlage: Gesichtsmaske eines römischen Reiters im Osnabrücker Land – Museum und Park Kalkriese.

sich viele Krieger um ihn und sein Gefolge wuchs Caesars Bericht zufolge von 15 000 auf 120 000 Mann. Diese Zahl ist sicherlich übertrieben, wollte der Feldherr doch so die große Bedrohung, die von Ariovist ausging, unterstreichen. Caesar griff unverzüglich weit über die Grenzen seines Territoriums hinaus ein und provozierte eine große Schlacht gegen Ariovist. 80 000 Germanen wurden getötet, der Rest floh mit Frauen und Kindern auf die rechte Rheinseite. Nur

Die Germanen

Unter der Sammelbezeichnung *Germani* verstand man in der Antike Völker, die ostwärts des Rheins und nördlich der Donau lebten und somit weder den im Westen befindlichen Kelten noch den weiter östlich siedelnden Skythen zugeordnet werden konnten. Ein Volk, das sich selbst als Germanen bezeichnete, existierte jedoch nie. Die Geschichte der Germanen ist vielmehr eine Geschichte von vielen unterschiedlichen, oftmals wandernden *gentes* an der Peripherie des römischen Reiches. Sie hatten nie ein zusammenfassendes Identitätsbewusstsein, teilten lediglich gewisse gemeinsame Lebensformen. Zu einiger Bekanntheit gelangten die Stämme, die Krieg gegen Rom führten oder enge Bündnisse mit dem Imperium eingingen: So stoppten die Römer 101 v.Chr. die Wanderungen der Kimbern und Teutonen in der Poebene. Knapp ein halbes Jahrhundert später trat Caesar Ariovist entgegen, dem Feldherrn der Sueben. Die Ubier waren die Ersten, die sich auf einen Handel mit den Römern einließen und sogar Hilfstruppen stellten. Ein solches Bündnis schlossen auch die Cherusker, die aber unter ihrem Anführer Arminius das Vertrauen Roms in der berühmten Varusschlacht hintergingen.

drei Jahre später bewies Caesar erneut, welche Bedeutung er der Verteidigung der Rheingrenze beimaß. Die Stämme der Tenkterer und Usipeter wurden von ihren Wohnsitzen vertrieben und suchten Zuflucht auf der linken Rheinseite. Nach gescheiterten diplomatischen Verhandlungen ließ Caesar die Gesandten der Usipeter und Tenkterer gefangen nehmen und zog mit seinen Legionen gegen die Geflüchteten. Das Ergebnis war ein Massaker. Nicht nur die Krieger, sondern auch Frauen

und Kinder wurden getötet. Die wenigen Überlebenden wurden wieder über den Rhein zurückgetrieben.

Roms neues Ziel: Stabilität

Zugleich unterhielt Caesar aber auch erfolgreiche diplomatische Beziehungen mit rechtsrheinischen *gentes* – so der in der Forschung geläufige Ausdruck für eine bestimmte Stammesidentität. Vor dem Hintergrund der Bedrohung durch die Sueben wurden die Ubier spätestens

55 v.Chr. in die sogenannte *amicitia* aufgenommen. Eine Freundschaftsbeziehung mit Caesar und Rom sowie eine rechtsrheinische Schutzpflicht wurden auf diesem Wege begründet. Gleichzeitig warb Caesar immer wieder ubische Reitergruppen zur Plünderung und Verwüstung von gallischem Feindesland an. Hier zeigte sich die neue Maxime der römischen Außenpolitik: Die Römer, als neue Herrscher über die Gebiete links des Rheins, wollten jeden unkontrollierten Rheinübergang unterbinden. Die gezielte Umsiedlung von romfreundlichen Germanen an die linke Rheinseite war zudem Teil der Grenzsicherungsstrategie. So wurde ihnen das Gebiet zwischen dem heutigen Krefeld und Bonn überlassen. Die Umsiedlung war für beide Parteien vorteilhaft: Die romfreundlichen *gentes* konnten sich dem Druck der anderen germanischen Stämme entziehen; Rom hingegen errichtete eine Pufferzone an der Rheingrenze und gewann zusätzliche germanische Hilfstruppen. Der Erfolg dieser Strategie zeigte sich bereits nach dem Abzug Caesars. In dieser Phase fanden kaum noch Auseinandersetzungen am Rhein statt. Doch wenige Jahre später gelangten erschütternde Nachrichten vom Rhein an den Tiber. Die Folge war ein drastischer Strategiewechsel der Römer.

Die Niederlage des Lollius

17/16 v.Chr. erfuhr Kaiser Augustus (63 v.Chr.–14 n.Chr.) von drei gekreuzigten Zenturionen am Rhein. Dabei handelte es sich um Hauptleute der römischen Legionen, die Abgaben im rechtsrheinischen Gebiet einfordern wollten und die von Sugambrenn, Tenkterern und Usipetern gefasst und ans Kreuz geschlagen worden waren. Mit der Kreuzigung machten sich die Germanen die übliche römische Hinrichtungsmethode für Aufständische besonders ehrenrührig zu eigen. Augustus erfuhr außerdem, dass diese *gentes* auch den Rhein überschritten hatten. Marcus Lollius, zu dieser Zeit der römische Statthalter des von Caesar eroberten Teil Galliens, stellte sich ihnen nördlich von Bonna (heutiges Bonn) mit einer Legion entgegen.





IMAGO/imagebroker

Überreste: Die Zeichnung von römischen Legionären wird durch archäologische Funde im Museum und Park Kalkriese zum Leben erweckt.



IMAGO/imagebroker

Relikte der Schlacht: Römische Münzen im Museum und Park Kalkriese

Diese wurde jedoch von den Germanen völlig aufgerieben. Dabei wurde auch der Legionsadler, das wichtigste Feldzeichen der römischen Truppen, geraubt. Diesem Akt wohnte eine besondere symbolische Bedeutung inne. Kaiser Augustus hatte erst kurz zuvor die Rückkehr der gegen die Parther vor 30 Jahren verlorenen Feldzeichen gefeiert und die Unterordnung des Feindes im Osten proklamiert. Die Niederlage des Lollius bewegte den römischen Kaiser dazu, die germanischen Überfälle endgültig und dauerhaft beenden zu wollen.

Römische Lager am Rhein

Die Ereignisse führten dazu, dass Augustus seine Strategie für Germanien änderte. Dazu reiste er persönlich nach Gallien und verlegte nun auch römische Soldaten in neu errichtete Lager direkt am Rhein. Die Linie Nijmegen, Xanten, Moers-Asberg, Neuss, Bonn und Mainz

bildete dabei die Außengrenze. Gleichzeitig wurden diese Lager taktisch-operativ nach Osten ausgerichtet. Auf die Phase einer Absicherung der Rheingrenze folgte nun die einer deutlich offensiveren Kriegführung. Dazu wurden neue Marschwege nach Germanien, zum Meer und zu den Flussmündungen des Rheins, des Mains und der Lippe erschlossen. Zusätzlich ließ Augustus eine Flotte zur schnellen Verlegung von Truppen sowie zur Nachschubversorgung bauen.

Angesichts der übermächtigen römischen Präsenz am Rhein zogen sich die Germanen eilig wieder auf die rechte Rheinseite zurück. Sie boten Frieden an und stellten freiwillig Geiseln. Das Wichtigste für Augustus war hingegen die Herausgabe der verlorenen Adler-Standardarte. Wie symbolträchtig die Rückgabe für Rom tatsächlich war, wird auf einer Münze aus dem Jahr 13/12 v.Chr. deutlich: Zu sehen ist ein knieender Ger-

mane, der das *vexillum*, also das Feldzeichen der römischen Armee, überreicht. Die Rückgabe änderte allerdings nichts am Entschluss des Kaisers. Größere militärische Vorstöße in das rechtsrheinische Gebiet standen unmittelbar bevor.

Die Jahre 12 bis 9 v.Chr. gelten als eine Phase großräumiger militärischer Operationen in Germanien. Dafür übergab Augustus das Kommando seinem Stiefsohn Drusus (38–9 v.Chr.) und nach dessen Tod an den späteren Kaiser Tiberius (42 v.Chr.–37 n.Chr.).

Nach mehreren erfolgreichen Feldzügen erstreckte sich das von Rom okkupierte Gebiet bis an die Elbe.

Die Expansion unter Augustus: Germanien wird Provinz

Roms Strategie folgte dabei einer klaren Linie: In einem ersten Schritt wurde der Alpenraum erobert. Strategisch ermöglichte dies vor allem, die Nachschubwege nach Gallien zu sichern. So bestand auch die Möglichkeit, die Germanen vom Rhein und von der Donau aus in die Zange zu nehmen. Diese Taktik kam aber in der weiteren Folge nicht zur Anwendung, denn nachfolgende Feldzüge hatten ihren Ausgangspunkt weiter nördlich.

Die genaue Zielsetzung des Augustus in Germanien ist in der Forschung bis heute umstritten. Zahlreiche Quellen sehen den Zweck primär in einer raumgreifenden Eroberung mit dem Anspruch, Germanien dauerhaft zu einer römischen Provinz zu machen. Das überaus weite Ausgreifen des Militärs in Germanien und der Einsatz einer großen Flotte von der Nordsee aus legt nahe, dass Germanien Teil eines große-

ren strategischen Kalküls war und dass es sich bei den Feldzügen nicht um eine bloße Strafexpedition gehandelt haben konnte. Durch den Abzug des Tiberius aus Germanien und den ihm zugesprochenen Triumphzug wurde signalisiert, dass das angestrebte Ziel erreicht worden sei. Der folgende Ausbau der römischen Verwaltung am Rhein spricht ebenfalls für eine Beendigung der Kriegshandlungen in Germanien.

Römische Militärherrschaft zwischen Rhein und Elbe

Das neue römische Territorium zwischen Rhein und Elbe musste nun verwaltet werden. Zur Sicherung der neuen Provinz *Germania* wurden zahlreiche militärische Anlagen errichtet und bestehende ausgebaut. Durch heutige Ausgrabungen dieser Militärlager konnten zwei ehemalige Vormarschwege der Römer identifiziert werden. Der eine führte vom linksrheinischen Vetera bei Xanten entlang der Lippe bis Bielefeld. Der zweite erstreckte sich von Mainz durch die Wetterau bis Bad Nauheim. Besonders eindrucksvoll muss das bereits von Drusus zwischen 7 und

11 v.Chr. errichtete Lager Oberaden bei Bergkamen gewesen sein. Es war bestens ausgebaut und besaß einen Graben, eine breite Umwehrung und starke Toranlagen. Seine Lage weit aufwärts der Lippe sollte die Germanen einschüchtern. Das mit circa 56 Hektar gewaltige Militärlager konnte zwei bis drei Legionen aufnehmen und muss inmitten der eher bäuerlichen Lebenswelt der Germanen besonders imposant gewirkt haben. Ähnlich große Militärkomplexe im Norden sowie diplomatische Abkommen mit den Stämmen der Chatten und Friesen sollten weitere germanische Einfälle nach Gallien verhindern. Die großen Militärlager dürften aber die meiste Zeit unbesetzt gewesen oder zumindest nur mit reduzierter Mannstärke unterhalten worden sein. Für eine ständige Bereitschaft reichte die Zahl der Legionäre nicht aus. Dennoch wurde der römische Machtanspruch durch die Befestigungsanlagen deutlich unterstrichen. Im Zusammenspiel mit germanischen Bundesgenossen unterbanden die Römer an den bisherigen Gefahrenstellen Einfälle feindlicher *gentes*.

Von den besiegten *gentes* erwartete Rom strikten Gehorsam, der auch in

picture alliance / imageBROKER | Karl F. Schörmann



Schutz vor der Übermacht? Nachgebauter germanischer Schutzwall im Museum und Park Kalkriese im Osnabrücker Land.

**Publius Quinctilius Varus
(47/46 v.Chr.–9 n.Chr.)**

Bevor Varus seine Stellung als Statthalter von Germanien im Jahre 7 n.Chr. antrat, hatte er bereits verschiedene Ämter in Nordafrika und Syrien inne gehabt. Der römische Senator mit engen Verbindungen zum Kaiserhaus konnte auf eine steile administrativ-zivile Karriere zurückblicken, besaß aber vor seiner Berufung an den Rhein keine militärische Expertise. Vor dem Hintergrund der Befriedung der rechtsrheinischen Stämme bekam Varus den Auftrag, einen Verwaltungsapparat für Germanien aufzubauen. Inwiefern sein Verhalten für die Niederlage Roms verantwortlich ist, ist umstritten. Varus' Statthalterchaft endete unrühmlich mit seinem Selbstmord nach der römischen Niederlage 9 n.Chr. Sein Kopf gelangte schließlich nach Rom, wo er im Grab seiner Familie beigesetzt wurde.

Form von Tributen erbracht werden sollte. Für die Aufgabe der Sicherung dieser Tribute wurde Publius Quinctilius Varus (47/46 v.Chr.–9 n.Chr.) als Statthalter in der Provinz *Germania* eingesetzt. Er sollte nicht nur Recht sprechen und Steuern eintreiben, sondern war darüber hinaus auch für eine schrittweise Anpassung der Germanen an die römische Lebensweise zuständig. Es scheint indessen, dass Varus seine Aufgabe ohne Geschick anging. Der Statthalter vertrat die Auffassung, dass die Germanen »außer der Stimme und den Gliedern nichts Menschenähnliches an sich hätten, und die man durch das Schwert nicht hätte zähmen können, die könne man durch das römische Recht lammfromm machen.« Er habe ihnen wie Sklaven Befehle erteilt und Steuern unnachgiebig eingetrieben. Insbesondere Wanderungen und Stammeskämpfe sollten unterbunden werden. Varus hat, entsprechend der Forderung des Augustus, die Provinz *Germania* als ein Untertanengebiet Roms geleitet. Indem er dabei aber forciert voring, als es die Situation er-

laubte, rief er den erbitterten Widerstand der germanischen Adeligen auf den Plan, die um ihre Privilegien und ihren sozialen Status fürchteten. Einer dieser germanischen Fürsten war Varus' Vertrauter Arminius, der später als Hermann der Cherusker Bekanntheit erlangte.

Die Varusschlacht

Die Varusschlacht ist vermutlich das bekannteste Ereignis, das die meisten Deutschen mit der römischen Expansion in Germanien verbinden. Zahlreiche Künstler und Autoren nahmen sich der historischen Auseinandersetzung an und verklärten diese Schlacht zu einem deutschen Befreiungsmythos.

Seinen Ausgang nahm diese für Rom folgenreiche Niederlage in einem von Rom besonders geförderten Stamm – den Cheruskern. Diese stellten unter anderem Hilfstruppen für Rom und erhielten im Gegenzug Privilegien. Der Befehlshaber eines der Truppenkontingente war Arminius. Er stellte im Pannonisch-Dalmatischen Aufstand (6–9 n.Chr.) seine Loyalität zu Rom unter Beweis und wurde zur Belohnung zum Ritter (*equus*) ernannt. Varus vertraute Arminius und stellte ihm weitreichende Verantwortlichkeiten in der Provinz Germanien in Aussicht.

Im Spätsommer 9 n.Chr. sollte sich dieses in Arminius gesetzte Vertrauen als schwerwiegender Fehler herausstellen. Den Germanen war durchaus be-



Opfer der Schlacht: Grabstein des Zenturios Marcus Caelius, der in der XVIII. Legion kämpfte und in der Varusschlacht ums Leben kam.

wusst, dass sie in einem offenen Aufstand gegen das römische Weltreich keine Chance hätten. Es wurde also ein Hinterhalt geplant. Die germanischen Adligen gaukelten Varus ihre Treue vor und lockten ihn weit in das Gebiet der Cherusker, wo dieser einen vermeintlichen Unruheherd niederschlagen sollte. Was Varus und seine drei Legionen (20 000–30 000 Mann) mit einem Tross von Wagen, Frauen und Kindern nicht wussten: Arminius hatte sie verraten und in eine Falle gelockt.

Arminius begleitete den Heereszug des Varus mit weiteren germanischen Adligen und Hilfstruppen. Kurz nach Aufbruch der Truppen zogen sich die germanischen Kräfte unter dem Vorwand zurück, die Streitkräfte der verbündeten Stämme zu vereinen, um dann so schnell wie möglich wieder zu Varus zu stoßen. Doch kurz nachdem sie sich entfernt hatten, töteten sie die bei

ihnen verbliebenen römischen Soldaten und hielten sich zum Angriff bereit.

Römische Niederlage

Unterdessen machte sich Varus' Heer enttäuscht wieder auf den Rückweg, denn natürlich konnte es keine Auführer finden. So gelangten die Römer bei stürmischem Septemberwetter in ein schluchtenreiches und dicht bewaldetes Gebiet. Der weit auseinandergezogene Tross blieb im wegelosen Terrain immer wieder stecken. In dieser Lage wurden Varus' Truppen unbemerkt von den Germanen umzingelt. Von allen Seiten griffen diese unter Arminius' Führung an und machten die römischen Soldaten erbarmungslos nieder. Vier Tage lang folgte ein Angriff auf den nächsten. Schließlich war die Niederlage unausweichlich. Varus und seine höchsten Offiziere begingen Selbstmord, um einem

noch schrecklicheren Ende zu entgehen. Danach töteten sich auch die Soldaten entweder selbst oder ließen sich töten. Die wenigen Überlebenden wurden schrecklich gefoltert, indem ihnen die Augen ausgestochen oder der Mund zugenäht wurde. Nachdem Augustus von dieser katastrophalen Niederlage erfahren hatte, soll er nach Sueton mit dem Kopf gegen Türen geschlagen und die bekannten Worte ausgerufen haben:

»Quintilius Varus,
gib mir meine
Legionen wieder!«

Sueton, Divus Augustus 23



Kaiser in Rage: Statue des römischen Kaisers Augustus, in dessen Herrschaftszeit die folgenreiche Niederlage des Varus fiel.

14 n.Chr., also nur wenige Jahre nach der Niederlage des Varus, begann der römische Feldherr Germanicus (15 v.Chr.–19 n.Chr.) mit acht Legionen seinen Rachefeldzug in Germanien zwischen Rhein und Elbe. Dieser sollte über die Zukunft der rechtsrheinischen germanischen Stämme entscheiden. Zuvor hatte Tiberius, der Stiefsohn des Augustus, mit strenger Disziplin die Stellung am Rhein wieder stabilisieren können. Doch nach dem Tod seines Stiefvaters übernahm er die Regierungsgewalt in Rom und übergab das Kommando am Rhein endgültig in die Hände des Germanicus.

Der Feldzug des Germanicus

Die Strategie des Kaisers Tiberius für Germanien verfolgte dabei ein klares Ziel: Die germanische Koalition unter Arminius zu zerschlagen und die Germanen von weiteren Angriffen über den Rhein abzuschrecken. Dazu stellte Tiberius seinem Feldherrn Germanicus acht Legionen zur Verfügung. Ein Drittel des gesamten römischen Heeres war damit zu dieser Zeit am Rhein stationiert.

Germanicus scheint in der Armee äußerst beliebt gewesen zu sein. Nachdem er 14 n.Chr. eine aufkeimende Meuterei der Rheinlegionen unterdrücken konnte, sollen diese ihm angeboten haben, einen Staatsstreich zur Erlangung der Macht in Rom auszuführen. Germanicus blieb allerdings loyal und erfüllte seinen Auftrag in Germanien für Tiberius weiter. Trotz hoher Verluste drang der Feldherr weit in das Gebiet der Cherusker vor und zerschlug die Koalition nordgermanischer Stämme in den Schlachten bei Idistaviso und am Angrivarierwall (16 n.Chr.). Diese werden im Raum zwischen dem heutigen Porta Westfalica und Leese vermutet. Zu Ehren dieses Erfolges wurde Germanicus ein glänzender Triumphzug in Rom gewährt. Danach sollte er jedoch nicht mehr nach Germanien zurückkehren. Kaiser Tiberius waren die militärischen Verluste und die Feldzugskosten schlichtweg zu hoch. Er fürchtete sich außerdem vor der großen Beliebtheit des Germanicus bei den Legionen. Der Kaiser erklärte daher kurzerhand den Auftrag als offiziell erfüllt und kommandierte Germanicus in den Orient. Für die



Bernard Bonnefont / akg-images

Beliebter Feldherr: Büste des Germanicus, der mit seinen Legionen einen Rachefeldzug in Germanien führte, um 14–23 n.Chr.

nächsten Jahre wurde von nun an die Doktrin des Tiberius eingeführt: Die Germanen sollten künftig ihren inneren Streitigkeiten überlassen werden. Germanicus konnte zwar auf seinem Feldzug Varus rächen, doch gelang es ihm nie, Arminius zu töten. Dieser starb erst etwa im Jahre 21 n.Chr. durch den Verrat seiner Verwandten. Etwa 80 Jahre später schreibt der römische Geschichtsschreiber Tacitus, dass Arminius unstreitig »der Befreier Germaniens« gewesen sei. »In seinen Schlachten war er nicht immer glücklich, im Kriege aber blieb er unbesiegt.«

Leutnant Erik Pelzer ist Althistoriker und promoviert zurzeit an der Universität Bonn zur Sakralität der römischen Staatsverträge.

Literaturtipps

- Thomas Fischer, *Gladius. Roms Legionen in Germanien. Eine Geschichte von Caesar bis Chlodwig*, München 2020.
- Arnulf Krause, *Die Geschichte der Germanen*, 3. Aufl., Hamburg 2015.
- Reinhard Wolters, *Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien*, München 2008.



akg-images

Menschliche Beute: Im Triumphzug des Germanicus in Rom wird die Gemahlin des Cheruskerfürsten Arminius zur Schau gestellt, 1844.

Mathematisierung des Krieges

Von Chris Helmecke und Frank Reichherzer

Messen, quantifizieren, berechnen. Dieser Dreiklang verspricht eines: den »Nebel des Krieges«, wenn schon nicht aufzulösen, so doch zu lichten. Berechenbarkeit verspricht Sicherheit, und Mathematik ist ihr Mittel. So wundert es nicht, dass Mathematik und Kriegführung stets in einem engen Verhältnis zueinander standen. Aber nicht jede Rechnung geht auf. Das zeigt der Blick in die Militärgeschichte.

akg-images



Die Mathematisierung der Kriegslandschaft

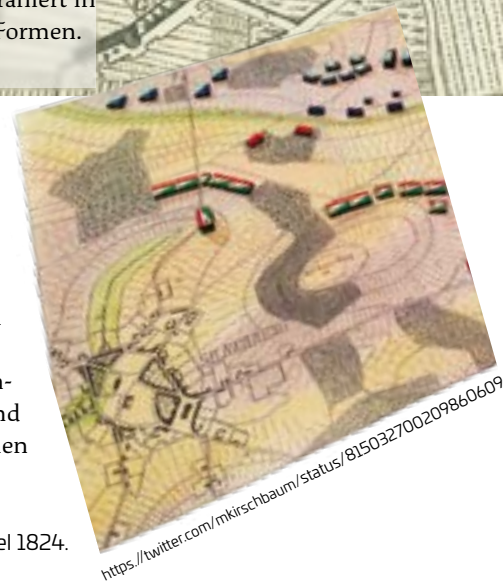
Die Mathematisierung der Landschaft und die Übertragung wissenschaftlicher Rationalität in die Praxis der Kriegführung zeigt sich in den sternartigen Festungsbauten der Frühen Neuzeit. Die Geometrie sollten den Schutz für die Verteidiger maximieren. Aber auch die Gräben der Angreifer folgten geometrischen Prinzipien. Die Grausamkeit des Krieges fand sich abstrahiert in den Berechnungen von Deckung und Feuerwirkung wieder – im Spiel geometrischer Formen.

akg-images

»Der Würfel ist geworfen ...«

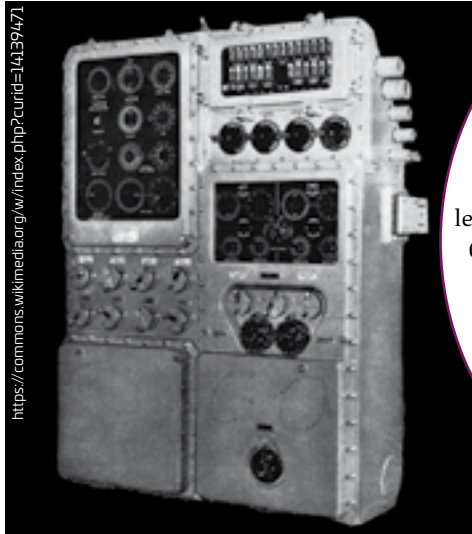
... und die Zukunft ist offen! Das Kriegsspiel stellt eine besondere Form der Abstraktion des Krieges dar. Handlungen werden zu Rechenoperationen. Der Würfel bringt ein weiteres mathematisches Element ins Spiel: den Zufall und mit ihm die Wahrscheinlichkeit.

Ende der 1940er spielten dann nicht mehr nur Menschen, sondern auch Computer gegeneinander. Analysten haben Gefechte mathematisch modelliert und millionenfach mit Hilfe von Zufallszahlengeneratoren – quasi mathematischen »Megawürfeln« – durchgespielt.



Kriegsspiel 1824.

<https://twitter.com/mkirschbaum/status/815032700209860609>



Torpedovorhaltrechner TDC Mk III.

Zahnräder und Chips statt Kimme und Korn

Der Feuerleitung liegen Datenerhebungen und Berechnungen zu Grunde. Aus den ermittelten Informationen, etwa zu Kurs, Geschwindigkeit, Entfernung und Waffenwirkung, errechneten Feuerleitgeräte Richtwerte. Die Bedienungsmannschaften der Geschütze »zielten« nicht mehr. Am Ende des Datenverarbeitungsprozesses richteten sie ihre Rohre nach den errechneten Vorgaben. Vor allem die Qualität der Daten und ihre Übersetzung in Formeln und Zahnräder entschied darüber, ob ein Ziel getroffen wurde. Von hier zur totalen Mathematisierung der Kriegführung in heutigen KI- und Big-Data-Debatten ist es nicht weit.

Die Mathematik der Serie – oder: Wie viele Panzer hat die Wehrmacht?

Seriennummern waren eine wichtige geheimdienstliche Quelle im Zweiten Weltkrieg. Über Beutewaffen, aber auch Dokumente der Instandsetzungs-Staffeln der Wehrmacht gelang es US-amerikanischen und britischen Mathematikern, die Produktionszahlen deutscher Panzer zu errechnen. Die Zahlen lieferten wichtige Erkenntnisse und flossen in die alliierten Operationspläne ein. Verglichen mit den tatsächlichen Produktionszahlen waren die Schätzungen sehr genau und zutreffender als Informationen aus anderen Quellen. Bekannt ist die dahinterstehende Formel in der Mathematik als »German-Tank-Problem«.

$$\hat{N} = m + \frac{m}{n} - 1$$

Mathematische Grundüberlegung zum »German-Tank-Problem«.

Ohne Mathe keine Bombe

Die Entwicklungen in der theoretischen und angewandten Mathematik und der Bau von elektronischen programmierbaren Rechnern sind Voraussetzung für moderne Militärtechnik wie etwa der Atombombe. Nicht umsonst hieß der in der Computergeschichte als IBM 701 bekannte Rechner zunächst »Defense Calculator«. Sicherheit konnte im Kalten Krieg errechnet werden – so zumindest der Glaube.



akg-images/NARA/SCIENCE SOURCE

US-Programmiererinnen am ENIAC (Electronic Numerical Integrator And Computer), der seit 1946 für die Entwicklung der Wasserstoffbombe genutzt wurde.

DAS OFFIZIERKORPS DER ARTILLERIE

TAPFERKEIT VS. TECHNIK?

Was braucht ein Offizier in einer modernen Armee? Muss er schneidig ins Feindfeuer gehen oder muss er wissen, wie seine Waffensysteme funktionieren, damit er sie wirkungsvoll einsetzen kann? Was wir hier plakativ als »Tapferkeit gegen Technik« bezeichnen, haben andere früher »Charakter oder Wissen« genannt. Der Beitrag betrachtet die Geschichte der Artillerie und ihrer Offiziere vom 19. Jahrhundert bis zum Zeitalter der Weltkriege.

Von Winfried Heinemann



Im Dienste des Kaisers: Soldaten der Artillerie der Kaiserlichen Garde von Napoleon I., ursprünglich ebenfalls Artillerieoffizier, in der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1815.



In Feuerstellung: Batterie des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 55 bei einem Korpsmanöver, Naumburg 1900.

Die Artillerie war in der Frühen Neuzeit noch eher eine Zunft und keine echte Waffengattung. Erst in den Napoleonischen Kriegen wurde ihr international die Anerkennung als richtiggehende Waffengattung zuteil – vielleicht auch, weil der französische Feldherr und spätere Kaiser Napoleon selbst als Artillerieoffizier begonnen hatte, wie auch sein preußischer Gegenspieler, der Heeresreformer Gerhard von Scharnhorst.

Der preußische Militärtheoretiker Carl von Clausewitz bescheinigte in seinem grundlegenden Werk »Vom Kriege« (erschienen 1832–1834) der Artillerie, sie sei unselbständig, weil sie nur durch Feuer, nicht jedoch durch Bewegung wirken könne. Der Militärtheoretiker Friedrich Engels stellte fest, die Artillerie sei nur stationär kampffähig; »sobald sie aufprotzt oder das Zugtau für eine Bewegung befestigt, ist sie vorübergehend kampfunfähig«. Damit hing der Artillerie lange das Vorurteil an, für den entscheidungsbringenden Angriff nicht tauglich zu sein. Für junge Männer, die sich als schneidige Offiziere hervortun

wollten, waren die Infanterie und vor allem die Kavallerie deutlich prestigeträchtiger.

Lange verharnte die technologische Entwicklung der Artillerie auf dem Stand der napoleonischen Zeit. Noch im amerikanischen Bürgerkrieg bestand die Hälfte der eingesetzten Geschütze aus bronzenen Vorderladern mit glattem Rohr. Bei der preußischen Artillerie sah es nicht viel anders aus. In den Kriegen von 1864 und 1866 ging die Artillerie mit einer weitgehend unveränderten Technologie und Rolle ins Gefecht. Das allerdings erwies sich als fatales Manko; die preußische Artillerie war jener des Gegners oft unterlegen, und mehr noch: Vereinzelt wurden Bedienungsmannschaften von Geschützen Opfer von feindlichem Gewehrfeuer, weil die leistungsfähigen neuen Gewehre inzwischen weiter schossen als die Kanonen der Artillerie.

Daraus zog die preußische Armee ihre Konsequenzen. Im Februar 1865 wurde die Bildung eines »General-Artillerie-Kommittés« verfügt, das die Weiterentwicklung der Waffengattung vorantrei-

ben sollte. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 wirkte sich dieses beginnende Umdenken jedoch noch nicht aus.

Entwicklung der Geschütztechnik

Nach 1871 allerdings setzten mehrere technologische Veränderungen ein, die in der Summe das Wesen und die Kampfweise der Artillerie grundlegend veränderten. Die Industrie an der Ruhr entwickelte nahtlose Rohre aus Nickelstahl; das erlaubte es, mit deutlich höherem Druck im Rohr zu arbeiten und ermöglichte so die Nutzung neuer, rauchfreier Schießpulver aus Nitrozellulose. Damit steigerten sich die Reichweiten der Artillerie erheblich, und die Geschütze konnten sich, verdeckt aufgestellt, der Feindsicht sowie dem gegnerischen Artilleriefeuer entziehen.

Eine weitere wesentliche Veränderung brachte die Entwicklung des Rohrrücklaufs mit sich. Bis dahin hatte der Rückstoß bei jedem Schuss das Geschütz zurückprallen lassen, so dass die Kanone nach jedem Schuss neu eingerichtet

werden musste; das Zielen erfolgte damit notwendigerweise nur unpräzise. Mit dem Rohrrücklauf blieb die eigentliche Bettung des Geschützes stabil; das Rohr wurde vorgeholt, man konnte korrigieren und sehr viel präziser schießen.

Hinzu kam die fast durchgängige Einführung von Hinterladern, was die Schussfolge nachhaltig steigerte. Hatte man bisher Kugeln verwenden müssen, die geringfügig kleiner waren als das Rohrkaliber (sonst hätte man sie nicht von vorn ins Rohr bekommen), kamen bei Hinterladern Geschosse zur Verwendung, die einen weichen, geringfügig überkalibrigen Mantel hatten und sich beim Schuss in die Züge des Rohres pressten. So strömten keine Treibgase nutzlos am Geschoss vorbei; dies und der Drall des Geschosses erhöhten wiederum Reichweite und Treffgenauigkeit.

Eine Besonderheit der deutschen Artillerieentwicklung war die recht frühe Einführung von modernen Haubitzen und Granatwerfern. Das ermöglichte ein Schießen aus der Deckung heraus und auch gegen Ziele hinter Deckungen – etwa auf dem Hinterhang einer Anhöhe oder in einem Schützengraben.

Die größeren Reichweiten und die Möglichkeit der gedeckten Aufstellung der Batterien machten es zur Regel, dass man vom Geschütz aus das Ziel nicht mehr einsehen konnte. Um dennoch präzise schießen zu können, bedurfte es eines erheblichen Umdenkens und einer komplexeren Organisation.

Artillerie als System

Neuentwicklungen im Bereich der Optik erlaubten deutlich verbesserte Ferngläser und damit Richtmittel; zusammen mit dem Rohrrücklauf wurde es jetzt auch möglich, optische Geräte am Geschütz anzubringen, so dass ein Einmessen der Geschützstellung (Wo steht das Geschütz genau, und wohin zielt es?) erleichtert wurde.

Wegen der großen Reichweite brauchte man jetzt vorgeschobene Beobachter, um Ziele zu ermitteln und zur Bekämpfung zuzuweisen. Allerdings war auch deren Sichtweite begrenzt, und je weiter die Geschützstellungen beider Seiten zurückgenommen wurden, umso wichtiger wurde es, die Reichweite der Beobachtungs- und Auf-

klärungsmittel zu erhöhen. So kam schon bald der Gedanke auf, das neu entwickelte Flugzeug hierfür zu nutzen. In Deutschland begann die Militärfliegerei in den meisten Fällen als ein Mittel zur Vergrößerung der Aufklärungsreichweite der Artillerie. Viele deutsche Verkehrsflughäfen – Köln-Wahn, Berlin-Tempelhof und Berlin-Tegel, um nur einige Beispiele zu nennen – entstanden auf früheren Artillerieschießplätzen.

Für eine Führung von Artillerie im Gefecht reichte das allein allerdings noch immer nicht aus. Vielmehr kam es darauf an, die mit solchen Aufklärungsmitteln gewonnenen Informationen zu einem einheitlichen und aktuellen Lagebild zusammenzufassen. Zwar war drahtgestützte Kommunikation – Feldtelefonie – bei Beginn des Ersten Weltkriegs bereits weit verbreitet, aber gerade durch Artilleriefeuer wurden die Telefonverbindungen immer wieder zerstört. Drahtlose Verbindungen existierten zwar schon, waren aber umständlich und störanfällig.

Im Ersten Weltkrieg entwickelte das deutsche Heer ein komplexes Verfahren der Feuerleitung, das ein schnelles Ein-

Bundeswehr / Kleine



Ausgedient: Bis zum Ersten Weltkrieg eingesetzte Artillerieschütze in der Regionalen Ausstellung der Artillerieschule in Idar-Oberstein (siehe hierzu auch die Anzeige am Ende dieser Ausgabe).

Vorsprung durch Technik: Die Verlegung von Leitungen der Feldtelefonie ermöglichte während des Ersten Weltkrieges die schnellere Erstellung eines einheitlichen Lagebildes.



BArch, Bild 146-1970-038-68

schießen und damit den artilleristischen Überraschungsangriff erlaubte. Das ermöglichte eine effektivere Beteiligung der Artillerie nicht nur am Verteidigungsgefecht, sondern auch beim Kampf gegen die feindliche Artillerie und zur Unterstützung vorgehender Infanterie im Angriff.

Die oben beschriebene Artillerie stellte erhebliche Anforderungen an den Aufmarsch eines modernen Massenheeres. Die neuartigen Geschütze waren so schwer, dass sie auf den primitiven Straßen der Zeit nicht über längere Strecken zu bewegen waren. Der riesige Munitionsverbrauch der Artillerie verlangte nach einer verlässlichen Versorgung in bisher unbekanntem Größenordnungen. All das erforderte ein ausgebautes und auf den kriegsmäßigen Aufmarsch hin optimiertes Eisenbahnnetz als Kern eines neuen, komplexen logistischen Systems.

Trennung von Feldartillerie und Fußartillerie

Im preußischen Kriegsministerium standen sich Befürworter einer klassischen Rolle der Artillerie auf dem eigentlichen Gefechtsfeld und Vertreter der Nutzung der neuen technologischen Möglichkeiten diametral gegenüber. Dieser Konflikt wurde dadurch gelöst, dass in Preußen

zwei voneinander nahezu unabhängige Artillerien geschaffen wurden: die Feldartillerie und die Fußartillerie.

Der Feldartillerie war dabei die Rolle zugeordnet, die Infanterie im Feuerkampf zu begleiten, während die Fußartillerie das Schießen aus der Deckung und das Wirken gegen Ziele im feindlichen Hinterland übernehmen sollte – sie erwies sich als der technologisch innovativere Teil. Im Jahr 1903 kam die schwere Feldhaubitze 02 mit einem Kaliber von 15 cm als erstes Rohrrücklaufgeschütz zur Truppe. Die Bezeichnung »Feldhaubitze« ließ erkennen, dass die bisherige »Fußartillerie« nunmehr die Anerkennung als »schwere Artillerie des Feldheeres« anstrebte, wobei sie bereits erreicht hatte, dass sie ab 1888 an den Herbstmanövern der preußischen Armee teilnehmen durfte. Für die Feldartillerie hingegen konstatierte ein Ingenieur und Teilnehmer des Ersten Weltkrieges im Nachhinein sarkastisch: »[E]s gab manch einen Artilleristen, dessen Blick nur bis zum Pferdeschwanz reichte; das Geschütz, das noch hinterhergezogen werden mußte, war für ihn eine unliebsame Zugabe.«

Meistens wird über das Offizierkorps des Kaiserreichs zwischen 1871 und 1918 gesagt, es sei den konservativen Kräften um Kaiser und Armee gelungen, mit der Schaffung der Reserveoffizierlaufbahn

bürgerliche junge Männer an den Habitus des adeligen Offiziers heranzuführen. Für die Artillerie, aber auch anderswo, kann das allerdings nur eingeschränkt gelten. Die schiere Vergrößerung des preußisch-deutschen Militärs in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erforderte eine solche zahlenmäßige Vermehrung des Offizierkorps, dass die traditionellen Schichten allein diesen Ersatz nicht mehr stellen konnten.

Die Entwicklung des Offizierkorps im Kaiserreich

Die Aufteilung der Artillerie in eine mobile, dem Angriffsgeist huldigende Feldartillerie und eine schwerfälligere Fußartillerie hatte zur Folge, dass sich in der Feldartillerie zu einem erheblichen Anteil Söhne des Adels fanden, vor allem solche, deren Familien ihnen ein Patent in den vornehmen, aber eben auch teuren Kavallerieregimentern nicht mehr finanzieren konnten. Die Fußartillerie dagegen mit ihrem weitaus größeren technischen, organisatorischen und logistischen Aufwand wurde zu einer Domäne bürgerlicher Offiziere mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Bildungshintergrund, auf den die neu errichteten Artillerieschulen aufbauen konnten. Die »schneidigen« Feldartillerieoffiziere blickten oft genug auf die



Unterstützung aus der Luft: Militärdoppeldecker erhöhten die Reichweite des Aufklärungsbereichs der Artillerie. Die Feldbildpostkarte zeigt einen Erkundungsflug an der Marne, 1915.

»schwerfälligen«, »behäbigen« Fußartilleristen herab, die vermeintlich zu feige waren, auf dem eigentlichen Gefechtsfeld zu kämpfen.

Die dritte Stufe der Generale des preußischen Heeres (nach Generalmajor und Generalleutnant) wurde traditionell als »General der Infanterie« oder »General der Kavallerie« bezeichnet; in Preußen wurde 1889 – also zeitgleich mit der Trennung von Feld- und Fußartillerie – als deutliches Zeichen der gewachsenen Bedeutung der Artillerie der Dienstgrad eines »Generals der Artillerie« eingeführt. Im Ersten Weltkrieg wurden immerhin drei Artillerieoffiziere Oberbefehlshaber von Armeen, einer von ihnen sogar Generaloberst (der Dienstgrad zwischen General der Artillerie und Generalfeldmarschall).

Artillerie im Ersten Weltkrieg

Nach Kriegsausbruch 1914 spürten die Feldartillerieregimenter schon bald, dass der Einsatz von Feldkanonen auf dem Gefechtsfeld zu untragbaren Verlusten führte, während ihre Wirkung gegen Feldbefestigungen wie etwa Schützengräben gering blieb. Je mehr sich die kämpfende Truppe beider Seiten

eingrub, umso größer wurde der Vorteil der Fußartillerie mit ihren schweren Haubitzen und Mörsern.

Das deutsche Heer hat im Verlauf des Ersten Weltkrieges auf der taktischen Ebene einen erheblichen Lernprozess durchlaufen. Dazu gehörte auch ein Überdenken der artilleristischen Verfahren. Letztlich lief die Entwicklung darauf hinaus, dass die Feldartillerie lernen musste, wie die ungeliebte Konkurrenz von der Fußartillerie ihre Geschütze aus der Deckung im indirekten Richten abzufeuern. Dieser Trend fand seinen Höhepunkt in den von Oberst Georg Bruchmüller entwickelten hochkomplexen Verfahren zur Unterstützung von Durchbruchversuchen angreifender Infanterie, bei der auf die Zugehörigkeit zur Fuß- oder Feldartillerie überhaupt keine Rücksicht mehr genommen wurde. Während die westlichen Ententemächte am Ende die verlorengegangene Beweglichkeit auf dem Schlachtfeld dadurch wiederzugewinnen versuchten, dass sie Geschütze gepanzert beweglich machten, suchten die Deutschen das Heil in verbesserten Verfahren wie der Auftragstaktik und eben auch einer größeren Beweglichkeit in der Führung des artilleristischen Feuer-

kampfes. Die Artillerie erwies sich vor allem an der Westfront des *Great War* auf allen Seiten als die eigentliche Beherrscherin des Schlachtfeldes.

Die zentrale Rolle der Artilleristen in der Kampfführung des Ersten Weltkrieges, ihre Fähigkeit zum komplexen Denken in Systemen, aber auch ihre im Schnitt höhere Überlebensrate verschaffte den Artillerieoffizieren einen deutlich höheren Anteil an der militärischen Führung der Reichswehr der Zwischenkriegsjahre – ein Effekt, der sich bis in die Wehrmacht und die erste Hälfte des Zweiten Weltkrieges fortsetzte.

Artilleristen in Reichswehr und Wehrmacht

Ein deutlich stärkerer Anteil der Artilleristen an der militärischen Spitze des Reiches charakterisierte dann auch die Reichswehr, vor allem in ihrer Spätphase, sowie die Wehrmacht bis in die beiden ersten Kriegsjahre.

Im Oktober 1933 wurde Generalleutnant Ludwig Beck Chef des Truppenamtes, des damals noch getarnten Generalstabes des Heeres; kurz nach seinem Amtsantritt wurde er zum General der Artillerie befördert. Oberbefehlshaber des Heeres war ab 1936 Generaloberst



General der Artillerie: Ludwig Beck war Akteur im Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

Artillerie in der Wehrmacht: Adolf Hitler, im Ersten Weltkrieg Infanterist, in Begleitung der Artilleristen Franz Halder und Wilhelm Keitel in Polen, 1939. Zahlreiche Artilleristen erlangten in der Wehrmacht einflussreiche Positionen.



BArch, Bild 101-013-0060-20

Werner von Fritsch, ein Feldartillerist aus dem Ersten Weltkrieg. Nach einer Intrige von Goebbels und Göring wurde der General der Artillerie Walther von Brauchitsch zwei Jahre später sein Nachfolger.

Als Generalstabschef Beck zurücktrat, weil er Hitlers Kriegspolitik nicht mehr mittragen wollte, ersetzte ihn ein weiterer Artillerist bürgerlicher Herkunft, der bayerische General der Artillerie Franz Halder.

Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, war aus der Feldartillerie des Kaiserreichs hervorgegangen, ebenso der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Generaloberst Alfred Jodl. Dessen Stellvertreter Walter Warlimont, General der Artillerie, wiederum stammte aus der Fußartillerie, ebenso der Generaloberst Friedrich Fromm als Befehlshaber des Ersatzheeres und Chef der Heeresrüstung.

Neun der insgesamt 26 Generalfeldmarschälle und Großadmirale des Dritten Reiches entstammten der Artillerietruppe, davon sechs der 19 Feldmarschälle des Heeres – recht genau ein Drittel. Von 38 Generalobersten waren zwölf Artillerieoffiziere.

Der »berühmteste Gefreite des Ersten Weltkrieges«, Adolf Hitler, war Infanterist gewesen. Seine Kriegserfahrung bestand aus den Stellungskämpfen der Westfront, in denen es darauf ankam, jeden Meter zu halten. Dem Österreicher, der im bayerischen Heer gedient

hatte, waren die preußischen Generalstabsoffiziere, die »Herren am grünen Tisch«, suspekt. Sie argumentierten mit Zahlen, Daten und Fakten, wogegen Hitler auf bedingungslosen Willen und »Kampf bis zum Letzten« setzte. Noch dazu waren in seiner Sicht Artilleristen solche Soldaten, die sich feige weit hinter der Front verschanzten und auf Infanteristen schossen.

Elitenmanipulation und Führerideologie

Das erklärt, warum die nachwachsende, die zweite Hälfte des Weltkrieges dominierende Wehrmachtelite sich deutlich von jener zu Beginn des Krieges unterschied. Hitlers idealer Offizier war Infanterist, bürgerlich, süddeutsch und möglichst kein Generalstabsoffizier. Hitler förderte Männer wie Erwin Rommel und Eduard Dietl, später die als »unerschrocken« geltenden Troupiers Ferdinand Schörner und Walter Model. Der Beginn der gezielten Elitenmanipulation lässt sich auf die Übernahme des Heerespersonalamtes durch Hitlers Adjutanten General der Infanterie Rudolf Schmundt am 1. Oktober 1942 datieren.

Das aber war eine Rückkehr zu einem archaischen Verständnis von Krieg und Soldatentum. Eine solche Haltung verkannte, wie ausdifferenziert die Rollen im modernen, technischen Krieg mittlerweile geworden waren. Hatte die Entwicklung ihrer Waffengattung bis in den Ersten Weltkrieg hinein den Offizieren

der Artillerie mit ihrem Verständnis für technischen Fortschritt den Weg in Spitzenverwendungen des Heeres geöffnet, so bedeutete die Umkehr dieser Entwicklung, dass Hitler und das NS-Regime die Augen vor der modernen Wirklichkeit verschlossen.

Oberst a.D. Prof. Dr. Winfried Heinemann ist Honorarprofessor an der Brandenburgisch-Technischen Universität Cottbus. Er forscht im Schwerpunkt zur Militärgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Literaturtipps

Timothy T. Lufper, Die Dynamik der Kriegsschule. Der Wandel der taktischen Grundsätze des deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg. In: Militärgeschichtliches Beiheft zur Europäischen Wehrkunde/Wehrwissenschaftliche Rundschau, 3 (1988), 5, S. 1–17.

Markus Pöhlmann, Christian Bauermeister und Evelyn Sommerer, Die Heeresversuchsstelle Kummersdorf, Schießplatz – Geheimer Ort – Denkmal, Kummersdorf 2014.

Dieser Beitrag basiert auf einer Anregung von Regierungsdirektor Dr. Reinhard Stumpf in seinem Buch *Die Wehrmacht-Elite. Rang- und Herkunftsstruktur der deutschen Generale und Admirale 1933 bis 1945*, Boppard 1982; Stumpf war ab 1986 auch Gründungsredakteur der Zeitschrift »Militärgeschichte«.

Zigarettenbilder »Bilder Deutscher Geschichte« von 1936

Von Esther Geiger und Christian Jentzsch

Was heute wohl eher Pokémon-Sammelbilder sind, waren früher die Zigarettenbilder. Die hier abgebildeten Bilder stammen aus dem Album »Bilder Deutscher Geschichte« von 1936. Es erzählt von den Kriegen zwischen 1813 und 1815, die geführt wurden, um Europa von der Herrschaft des französischen Kaisers Napoleon zu befreien. Vor 210 Jahren, vom 14. bis 19. Oktober 1813, fand die berühmte Völkerschlacht von Leipzig statt. Grund genug, einmal aus einer anderen Perspektive auf dieses Ereignis zu blicken.

Warum gab es überhaupt Bilder in Zigarettenpackungen? Weil sich damit Botschaften übermitteln und durch ein attraktives Sammelsystem Kunden binden ließen. Ende des 19. Jahrhunderts vertrieb erstmals die Firma Allen & Ginter Tobacco Company (USA) gedruckte Sammelbilder. Auch im Deutschen Kaiserreich gab es solche Bilder, die vor allem die Lebensmittelindustrie ihren Produkten beilegte. Populär wurden sie in der Weimarer Republik: Die boomende Zigarettenindustrie setzte auf grafisch einfachere Bilder, die sie in Millionenauflage drucken ließ. Diese wurden Zigarettenpackungen beigelegt oder waren über Gutscheine zu beziehen und konnten in Sammelalben eingeklebt werden. Bald sprach man nicht mehr von Sammelbildern, sondern nur noch von Zigarettenbildern. Sammelalben waren in vielen Tabakläden erhältlich.

Ihren Höhepunkt erlebten die Zigarettenbilder im nationalsozialistischen Deutschland der 1930er Jahre. Fortan übernahmen sie immer stärker auch

eine Propagandafunktion. Besonders beliebt waren militärische Themen, die Geschichte der NS-Bewegung oder damals als herausragend angesehene Ereignisse der deutschen Geschichte. In die letzte Kategorie fällt das Album »Bilder Deut-



BILD 144: DIE VÖLKERSCHLACHT BEI LEIPZIG. 16.—19. OKTOBER 1813. (Gemälde von Werner Schuch.) Die verbündeten Monarchen, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Kaiser Alexander I. von Rußland und Kaiser Franz I. von Österreich, verfolgten von einem Hügel aus den Verlauf der Schlacht. Die erste Wirkung dieses denkwürdigen Sieges war die Auflösung des gesamten Rheinbundes.

Das Zeitalter der Befreiungskriege

schere Geschichte« des Cigaretten-Bilderdienstes aus Altona, der dem Tabakunternehmen Reemtsma gehörte.

Zigarettenbilder beeinflussten das Geschichtsbild einer ganzen Generation. Das lag nicht nur an den Bildmotiven. In den Sammelalben gab es Bildtexte unter den Freistellen, an denen man die Bilder einkleben konnte. Die Texte hatten vor allem eine Botschaft: Sie zielten darauf, die nationale Größe Deutschlands herauszustellen. Gleichzeitig regten sie an, das passende

Bild durch Kauf oder Tausch zu erwerben. Das einfache Produkt war ansprechend; es setzte Reize und weckte Emotionen.

Was erzählen uns die zwei abgebildeten Zigarettenbilder über die Völkerschlacht? Erstaunlich wenig. Das Bild links zeigt die drei Monarchen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Kaiser Franz I. von Österreich und Zar Alexander I. von Russland auf ihren Pferden. Ihre Stäbe sind abgesessen. Die preußischen Offiziere weisen ihre russischen und österreichischen Kameraden ein. Sie übernehmen die Führungsrolle. Friedrich Wilhelm III. sitzt auf einem weißen Pferd und weist in Richtung des Kampfgeschehens. Der Schimmel als Symbol des siegreichen Feldherrn hebt ihn optisch hervor und lenkt den Blick des Betrachters auf ihn. Damit liegt das Hauptaugenmerk auf den preußischen Soldaten und ihrem Herrscher – ganz im Sinne des nationalistischen Geschichtsbildes.

Auf dem zweiten Bild erstürmt schlesische Landwehr das Grimmaische Tor in Leipzig. Es ist der 19. Oktober 1813, der Tag des Sieges der Alliierten über das napoleonische Frankreich.



BILD 143: ERSTÜRMUNG DES GRIMMAISCHEN TORES. 19. OKTOBER 1813. (Gemälde von Haug.)
Zu Beginn der Leipziger Völkerschlacht befand sich Napoleon im Vorteil. Immer mehr neigte sich aber der Sieg den Verbündeten zu. Mit der Erstürmung der Vorstädte und des Grimmaischen Tores war das viertägige blutige Ringen entschieden: Napoleon mußte den Rückzug antreten.

Volkskunde- und Freilichtmuseum Roscheider Hof / Rainer Blazewicz

Das Bild zeigt ausschließlich preußische Soldaten in dunkelblauen Uniformen, die die weichenden französischen Soldaten bedrängen. Die Brutalität des Orts- und Häuserkampfes steht im Vordergrund. Mit aller Härte wird der Widerstand des Gegners gebrochen und der Sieg erzwungen. Das Bild inszeniert unverblümt die blutige Realität des Krieges für ein Millionenpublikum. Das dargestellte Ereignis ist Mittel zum Zweck. Es zielt allein darauf, Preußen und

damit Deutschland siegreich erscheinen zu lassen. Nichts erfahren die Betrachter hingegen über die ebenfalls an der Schlacht beteiligten Österreicher, Russen oder Schweden – ganz zu schweigen von den Nicht-Franzosen in Napoleons Armee. Es war eben eine Schlacht der »Völker« und nicht nur Preußens gegen Frankreich.

Auch Kinder dürften die Bildchen regelmäßig mit ihren Eltern und Verwandten angeschaut haben. Krieg und Indoktrination beginnt in den Köpfen – und dazu trugen die Zigarettenbilder in den 1930er Jahren genauso bei wie heutige Propagandabilder, die Konfliktparteien massenhaft über Social Media verbreiten.

Denkt man heute an die Völkerschlacht bei Leipzig, dann assoziiert man diese weniger mit Heroismus und nationaler Größe, sondern vergegenwärtigt sich das Leid tausender Menschen aus vielen europäischen Ländern, die in dem tagelangen, blutigen Ringen getötet oder verletzt wurden..

Der Weg zum gebildeten Kämpfer

50 Jahre Universitäten der Bundeswehr

Denker oder Kämpfer? Sollen Soldatinnen und Soldaten in erster Linie zu effektiven Kämpfern ausgebildet werden? Ist ein gerütteltes Maß an geistiger Bildung erforderlich, um diesen Kampf führen zu können? Um diese Fragen wurde seit Aufstellung der Bundeswehr heftig gestritten. Mit der Einführung des regulären Studiums in die Offizierausbildung vor 50 Jahren wurde politisch eine eindeutige Entscheidung gefällt.

Von Cornelia Juliane Grosse

Bereits vor der Aufstellung der Bundeswehr 1955 war umstritten, wie die Ausbildung in den künftigen Streitkräften der Bundesrepublik aussehen sollte. Die Idee, ein Studium oder zumindest eine weiterreichende akademische Ausbildung in die Offizierausbildung zu integrieren, kursierte dabei von Beginn an unter den Planern. Es galt zu verhindern, dass (erneut) eine isolierte Berufsgruppe geschaffen wurde, die »berufsblind« werde. Unterstützer einer fundierten wissenschaftlichen Ausbildung, wie etwa der maßgebliche Kopf der Konzeption der Inneren Führung und spätere Generalleutnant Wolf Graf von Baudissin, hatten es jedoch schwer, sich in der ersten Aufstellungsphase Gehör zu verschaffen.

Das Ziel des schnellen personellen Aufwuchses dominierte die Planungen. Die Ausbildung der Offiziere fand ohnehin in verkürzten Lehrgängen statt. Wie sollten hier noch weiterführende wissenschaftliche Inhalte untergebracht werden?

Bis in die 1960er Jahre hinein fokussierte sich die Ausbildung auf das Militärfachliche. Der Vorsatz, den Lehrgangsteilnehmern zu ermöglichen, Veranstaltungen an zivilen Universitäten zu besuchen, wurde in Anbetracht des hohen Stundenpensums zur Unmöglichkeit.

Die Grundidee Baudissins, die eine gestaffelte Offizierausbildung vorsah, in der Truppenverwendungen und Bildungs- beziehungsweise Weiterbil-



ungsmaßnahmen sich abwechselten, sollte jedoch langfristig Bestand haben. Die 1960er Jahre brachten einen deutlichen Umschwung.

Die Bildungskatastrophe

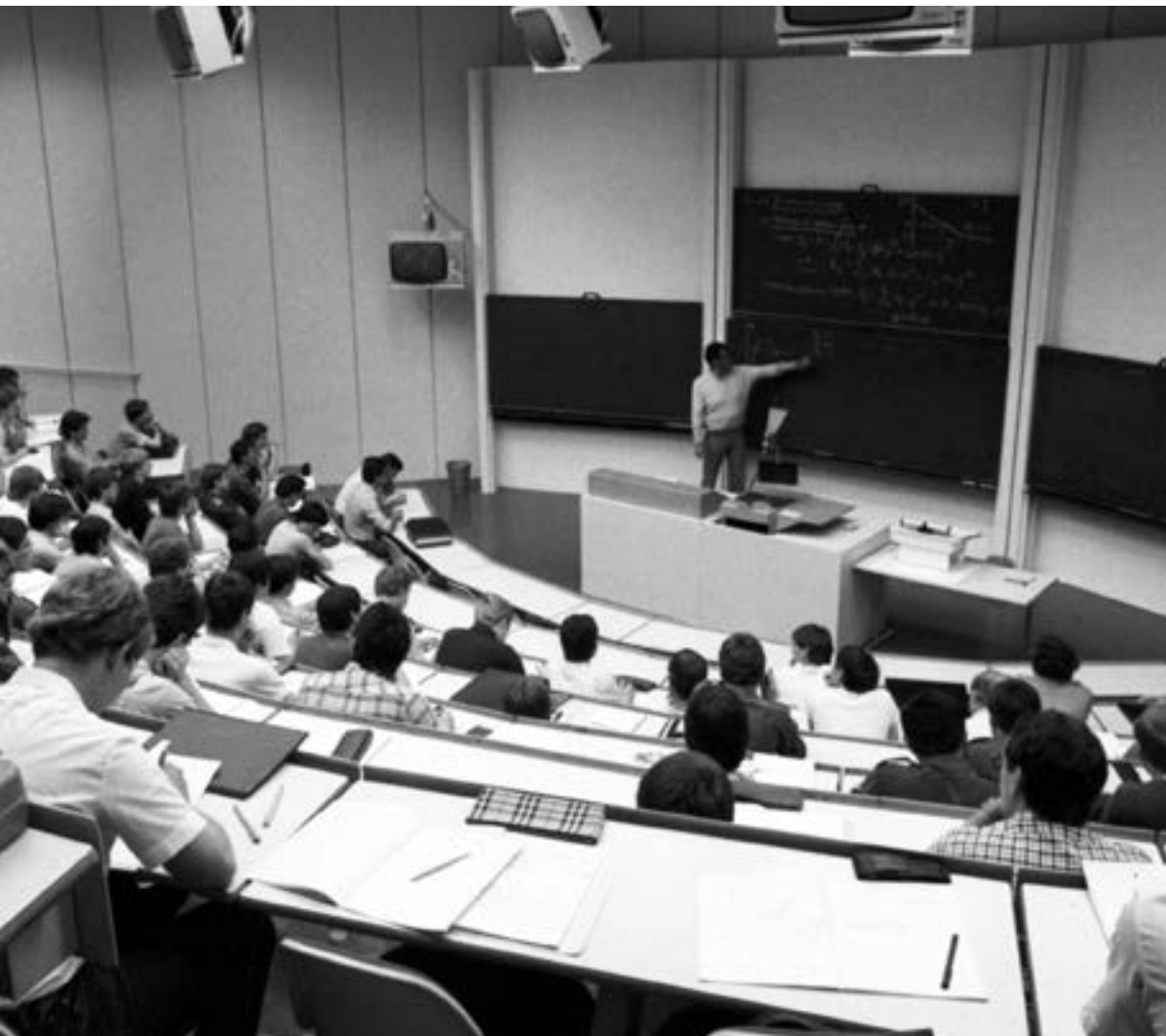
Gesamtgesellschaftlich war zu dieser Zeit von der »Bildungskatastrophe« die Rede, wie es der Pädagoge Georg Picht 1964 pointiert formulierte. Tatsächlich rangierte die Bundesrepublik in einem zeitgenössischen internationalen Bildungsvergleich auf einer Stufe mit Uganda; viele sahen den wirtschaftlichen Aufschwung in Gefahr. Bundeskanzler Ludwig Erhard (CDU) setzte daher die Modernisierung des Ausbildungssystems auf die politische Agenda.

»Wir brauchen nicht den uniformierten Schrumpfkopf. Wir brauchen den selbständigen, denkenden Mann.«

Wehrbeauftragter Hellmut Heye, 1964

Die zivilgesellschaftlichen Bildungsdebatten ließen auch die Bundeswehr nicht unberührt, die zu dieser Zeit mit Unzulänglichkeiten in der Offizierausbildung zu kämpfen hatte.

Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel (CDU) setzte in der Folge die erste umfassende Reform der Offizierausbildung um. Sein Staatssekretär Karl Carstens stellte hierzu 1968 fest: »Die Bundeswehr muss aus den Fehlern der Gesamtgesellschaft lernen, die Bildungsfragen solange für sekundär hielt, bis sie der Situation kaum noch Herr wurde.« Ergebnis dieser ersten wirklichen Offensive zur Reform und qualitativen Aufwertung der Offizierausbildung war der sogenannte Drei-Stufen-Plan von 1964.



Bundeswehr / Zins

Zivilisierung des Militärs? Studenten an der Hochschule der Bundeswehr in Hamburg, 1981.

Auch der Besuch einer zivilen Universität durch angehende Offiziere wurde nun verstärkt gefördert, um den erheblichen Bedarf an technisch und wissenschaftlich vorgebildeten Soldaten besser zu decken. Im Wintersemester 1964/65 konnten erstmals 25 Offiziere ein Studium beginnen, das vollständig durch die Bundeswehr finanziert wurde. Verteidigungsminister von Hassel weitete dabei die bereits für naturwissenschaftliche Fächer gewährte Studienförderung zusätzlich auf geisteswissenschaftliche Fächer aus.

Der neue Ausbildungsgang für Offiziere

Ab 1969 plante Bundeskanzler Willy Brandt (SPD) ein umfassendes Reformprogramm für die Bundesrepublik; darin auch für die Bundeswehr.

Der damalige Verteidigungsminister Helmut Schmidt (SPD) stieß einen grundlegenden Evaluierungsprozess in der Bundeswehr an. Neben einer Wehrstruktur- und einer Personalstrukturkommission setzte er eine Bildungskommission ein. Das Weißbuch von

1970 folgte: »Die Anforderungen der Ausbildung und Bildung in der Bundeswehr müssen, soweit dies möglich ist, mit denen des zivilen Bereichs abgestimmt und verknüpft werden.«

Daraufhin wurde der Ausbildungsbereich in der Bundeswehr runderneuert. Zur Überwachung dieses Prozesses schuf Schmidt sogar einen neuen Posten, den Beauftragten für Erziehung und Bildung (BEA) beim Generalinspekteur. Für die Ausplanung der Reform setzte Schmidt zudem ein Gremium ein: die je zur Hälfte militärisch und zivil besetzte »Kommission zur Neuordnung von Ausbildung und Bildung in der Bundeswehr«. Den Vorsitz führte der Politikwissenschaftler Thomas Ellwein.

Im Mai 1971 legte die Bildungskommission Schmidt ihr Gutachten vor. Es sah, in Anlehnung an zivile Bildungsplanungen, etwa des Wissenschaftsrats oder des Deutschen Bildungsrats, vor, die Offizierausbildung grundlegend neu zu ordnen: Für Offiziere sollte die Ausbildung künftig fünf Jahre dauern, wovon zwei für die militärfachliche und drei für die wissenschaftliche Ausbildung vorgesehen waren. Die Reform

brachte zahlreiche Neuerungen mit sich, der bahnbrechende Schritt war indes der Beschluss, ein zivil anerkanntes Hochschulstudium in die reguläre Offizierausbildung zu integrieren. Die Bildungskommission verfolgte damit das Ziel, die Attraktivität und Effektivität der Ausbildung zum Offizier und des Offizierberufs zu steigern und die Bundeswehr zugleich noch besser in die Gesellschaft zu integrieren.

Eine erweiterte wissenschaftliche Ausbildung konnte in mehreren Hinsichten hierzu beitragen. Zunächst einmal griff die Einführung einer höherwertigen akademischen Ausbildung den allgemeinen Zeitgeist auf. Immer mehr Menschen wollten studieren, was sich auch in der wachsenden Zahl der Studienbewerber niederschlug. Diesen Trend griff die Bundeswehr auf. Gerade für Soldaten auf Zeit (SaZ) bot das Studium nun die Möglichkeit, in der Bundeswehr einen anerkannten akademischen Abschluss zu erwerben, der ihnen im Anschluss an ihre Dienstzeit eine Perspektive in der zivilen Arbeitswelt bot.

Im Zentrum der Überlegungen stand jedoch die Aufwertung der Offizierausbildung für die Berufssoldaten, um so die Leistungsfähigkeit der Bundeswehr zu steigern.

Es ging um einen ganz konkreten Nutzen und Mehrwert für die Ausübung des militärischen Berufes. Die zunehmende funktionale Differenzierung in der Berufswelt, die komplexeren Waffensysteme sowie die in einer modernen Gesellschaft gewachsenen Ansprüche an Führungsaufgaben stellten neue beziehungsweise höhere Anforderungen an die Bundeswehroffiziere. Das Studium sollte durch die entsprechenden Studienfächer daher nicht nur einen fachlichen Mehrwert für die Bundeswehr bringen, sondern auch neue Denk- und Verhaltensweisen vermitteln. So konnten Fähigkeiten geschult werden, um in komplexen Lagen und auf Veränderungen schnell und effektiv reagieren zu können.

Zudem sollten die Offiziere in ihrer Führungsfunktion auf dem gleichen Level agieren können wie ihre Counterparts in den multinationalen Stäben der



akg-images / picture-alliance | Istvan Bajzat

Zivil-militärische Kooperation: der Vorsitzende der Bildungskommission Thomas Ellwein, Verteidigungsminister Georg Leber, der Leiter des Aufstellungsstabes Oberst Hermann Müller und der Generalkommandeur der Hochschule Dieter Tonmeyer (von r. nach li.) anlässlich einer Sitzung des Gründungsausschusses der Hochschule in München, 1973.



Lesen bildet: Ein Soldat liest die Feldzeitung während des Manövers »Sankt Georg«, September 1980.

NATO oder die zivilen Führungskräfte. Sowohl bei den Verbündeten als auch im zivilen Sektor war ein akademisches Studium in der Regel bereits Voraussetzung für die Ausübung einer Führungsfunktion. Hier sollte Gleichwertigkeit hergestellt und Integration gefördert werden.

Gegen alle Widerstände

Die Entscheidung, ein Studium zum festen Bestandteil der Ausbildung für Offiziere mit einer Mindestverpflichtungszeit von wenigstens zwölf Jahren zu machen, löste kontrovers geführte Debatten innerhalb wie außerhalb der Bundeswehr aus. Die Bandbreite der Kritik reichte von einer auf ziviler Seite befürchteten Militarisierung der Wissenschaft bis hin zu militärischen Stimmen, die fürchteten, die Offiziere würden sich durch das Studium von ihrem eigentlichen Beruf entfremden.

Während Sinn und Nutzen des neuen Universitätsstudiums noch heftig diskutiert wurden, machten sich die Planer im BMVg und den beteiligten Gremien bereits an die konkrete Umsetzung der Reform. Dabei ging es vor allem um die Frage, wo die Offiziere künftig studieren sollten.

In der Bundesrepublik gab es eine etablierte Hochschullandschaft. Doch schnell zeigte sich, dass einige Anfor-

derungen an das geplante Offizierstudium einem Besuch dieser zivilen Universitäten im Weg standen.

So war eine feste Regelstudienzeit von drei Jahren vorgesehen und das Fachstudium sollte durch ein Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaftliches Anleitstudium (EGA) begleitet werden. Den Offizieren wurden hier Kenntnisse etwa in den Bereichen von Ausbildung und Menschenführung vermittelt, die einen eindeutigen Berufsfeldbezug herstellten und ein bloßes Nebeneinander von Fach- und Berufsstudium verhindern sollten. Auf diese Weise sollte das wissenschaftliche Studium *als Soldat* dazu beitragen, den Auftrag als Vorgesetzter künftig sachgemäß erfüllen zu können.

Zwei weitere Aspekte waren an zivilen Universitäten nicht umsetzbar: Das Studium der Offiziere sollte in Trimestern absolviert werden, während das zivile Studium in Semester unterteilt war. Des Weiteren benötigte die Bundeswehr eine garantierte Verfügbarkeit für eine bestimmte Anzahl an Studienplätzen, da das Studium ja nun zum Pflichtbestandteil der Offizierausbildung wurde. Dies war jedoch angesichts der begrenzten Kapazitäten der zivilen Universitäten, die aufgrund der gestiegenen Anzahl an Studienbewerbern ohnehin überlastet waren, nicht realisierbar.

Die Gründung der Bundeswehr-Hochschulen

Als Konsequenz beschloss das BMVg, eigene Hochschulen für die Bundeswehr einzurichten. Sofort wurde erneut Kritik geäußert: Das Studium sei dann nur rein formal einem zivilen vergleichbar. Vielmehr würden in der Folge Debatten isoliert geführt und die Fokussierung auf das spezifisch militärische Berufsfeld stehe freier Wissenschaft entgegen.

Verteidigungsminister Schmidt verstand die Gründung der Bundeswehrhochschulen hingegen explizit als Beitrag zur allgemeinen Bildungsreform in der Bundesrepublik.

Die Bundeswehr setzte im Rahmen der Gründung der eigenen Hochschulen tatsächlich Ideen um, die auch in der zivilen Hochschulpolitik bereits länger

diskutiert wurden, etwa eine stärkere Berufsorientierung des Studiums und eine Bereinigung der Studiencurricula.

Zum 1. Oktober 1973 nahmen in Hamburg und München die beiden Hochschulen der Bundeswehr den Betrieb auf.

Sie wurden als »Bedarfhochschulen« verstanden, die keinen allgemeinen Bildungsauftrag hatten. Entsprechend konnten nur Studienfächer gewählt werden, die als besonders nutzbringend für die Streitkräfte bewertet wurden: Betriebs- und Organisationswissenschaft, Informatik, Luft- und Raumfahrttechnik, Maschinenbau, Elektrotechnik, Bauingenieurwesen und Pädagogik. Bei Pädagogik handelte es sich zunächst um den einzigen nicht-naturwissenschaftlichen Studiengang, der sich mit der künftigen Rolle der Offiziere als Ausbilder begründen ließ.

Zum 1. April 1985 erfolgte die Umbenennung der Hochschulen in *Universitäten* der Bundeswehr. Dies sollte noch einmal zum Ausdruck bringen, dass die Institutionen von Niveau und Organisation her den Anspruch vertraten, ihren zivilen Pendanten zu entsprechen.

Die Reform der Offizierausbildung zu Beginn der 1970er Jahre verdeutlicht insgesamt das Anliegen, die Bundeswehr stärker in die Zivilgesellschaft zu integrieren und auf diese Weise zugleich das drängende Personalproblem zu lösen. Darüber hinaus strebten Schmidt und die Reformer die Stärkung der Leistungsfähigkeit der Bundeswehr an. Die akademische Bildung diente von Beginn an der beruflichen Praxis. Dass sich dieses Konzept bewährte, beweist vor allem der Umstand, dass das verpflichtende Studium für Offiziere nach 1973 nie mehr ernsthaft infrage gestellt wurde.

Cornelia Juliane Grosse ist promovierte Historikerin und Chefredakteurin der Zeitschrift »Militärgeschichte«. Sie forscht zur Bundeswehrgeschichte und zur Geschichte des Kalten Krieges.

Literaturtipp

Martin Rink, *Die Bundeswehr 1950/55 bis 1989*, München 2015.

2. Dezember 1823

Monroe-Doktrin

Sie bezeichnete sich als geistlich. Sie war 1815 als Zusammenschluss europäischer Mächte gegründet worden. Sie wollte Spanien bei der Rückeroberung seiner nach 1808 unabhängig gewordenen und damit »verlorenen« amerikanischen Kolonien unterstützen. Zudem dehnte sie sich in Alaska aus: Die Rede ist von der »Heiligen Allianz«.

Gegen ihre Pläne zur militärischen Intervention in Süd- und Lateinamerika wandte sich US-Präsident James Monroe am 2. Dezember 1823 in seiner Rede vor dem Kongress. Er skizzierte die künftige US-Außenpolitik. Monroe stellte klar, dass die alte von der neuen

Welt politisch strikt zu trennen sei, und legte somit Einflusszonen fest. Monroe forderte die europäischen Mächte auf, keine weiteren Kolonien in Nord- und Südamerika zu errichten. Sie sollten die neu entstandenen souveränen Staaten respektieren und sich aus deren Angelegenheiten heraushalten. Präsident Monroe drohte andernfalls mit einem Eingreifen der USA. Diese würden sich im Gegenzug nicht in die Angelegenheiten Europas einmischen. Als griffige Kurzformel galt und gilt: »Amerika den Amerikanern!«

Die meisten der neuen Staaten Lateinamerikas waren zunächst wenig stabil, es folgten Aufstände und Kriege. Die

USA wiederum erweiterten im 19. Jahrhundert durch Kauf, »Landnahme« oder besser Eroberung auf Kosten der indigenen Bevölkerung sowie Krieg ihr Staatsgebiet beträchtlich. Sie begannen, den amerikanischen Kontinent zu dominieren. Die Monroe-Doktrin erhielt ihre Bedeutung erst in der Rückschau. Sie wurde im 20. Jahrhundert wiederholt von US-Regierungen zitiert, ausgebaut, angepasst und genutzt, so etwa 1962 gegen die Stationierung von sowjetischen Raketen auf Kuba.

Harald Potempa

25./26. Dezember 1943

Unternehmen »Ostfront«

Nach der Versenkung der »Bismarck« im Mai 1941 verfolgte die Kriegsmarine eine defensive Strategie. Ihre verbliebenen drei Schlachtschiffe sollten die Küsten Nordeuropas schützen und die alliierten Konvois nach Murmansk bedrohen. Bri-

tische Angriffe hatten bis Ende 1943 zwei von drei deutschen Schlachtschiffen außer Gefecht gesetzt. Einzig die »Scharnhorst« war einsatzbereit.

Am 22. Dezember 1943klärte die Luftwaffe den alliierten Konvoi JW 55B auf. Dieser wurde neben seiner Eskorte von zwei Sicherungsgruppen mit insgesamt vier Kreuzern, acht Zerstörern und dem Schlachtschiff »Duke of York« begleitet. Am 25. Dezember erhielt die »Scharnhorst« den Einsatzbefehl zum Unternehmen »Ostfront«. Das Wetter war stürmisch und nur gegen Mittag herrschte für kurze Zeit diffuses Tageslicht. Ein Gegner konnte nur mit Radar geortet werden. Die fünf Zerstörer und das Schlachtschiff setzten dieses aber nicht ein, um sich durch die dabei ausgesendete Strahlung nicht selbst zu verrate-

ten. Die britischen Schiffe aber nutzten ihre modernen Geräte und klärten die »Scharnhorst« auf.

Am 26. Dezember 1943 entwickelten sich zwei Gefechte, bei denen die »Scharnhorst« allein gegen den überlegenen Gegner kämpfte. Ihre hohe Artilleriereichweite kam wegen der schlechten Sicht und der kurzen deutschen Radarreichweite nicht zur Geltung. Hoffnungslos unterlegen sank sie am Abend nach zahlreichen Artillerie- und Torpedotreffern. 1932 deutsche und 21 britische Seeleute fanden den Tod. Damit war die größte Bedrohung für die alliierten Konvois auf der Route nach Murmansk beseitigt. Es blieb das letzte Gefecht zwischen Schlachtschiffen in europäischen Gewässern. Zudem bewies es eindrücklich die Bedeutung von Radargeräten für den modernen Seekrieg.

Christian Jentzsch



IMAGO/piemags

Blindes Ende: Einige Tage nach der Versenkung werden Kriegsgefangene der »Scharnhorst« mit verbundenen Augen in Scapa Flow von Bord geführt.

20. Dezember 1963

Auschwitzprozesse

Als Ort des größten Konzentrationslagers ist das polnische Auschwitz Ausdruck der deutschen Schuld für die massenhafte Vernichtung im Holocaust geworden. Die Aufarbeitung dieses industriellen Systems der Auslöschung wurde in Deutschland nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst verdrängt. Erst langsam begann dieser Prozess: Am 1. Dezember 1958 nahm die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen ihre Arbeit in Ludwigsburg auf. Die Inhaftierung Adolf Eichmanns im Jahr 1960 und seine Anklage in Israel stießen eine öffentliche Debatte über die deutsche Schuld und Verantwortung für die sogenannte Endlösung an. Die am 16. April 1963 in Frankfurt erhobene Anklage geht auf die Initiative des hessischen Generalstaatsanwalts Fritz Bauer und des Generalsekretärs des Internationalen Auschwitz-Komitees in Wien, Hermann Langbein, zurück. Die 700 Seiten lange Anklageschrift mar-

kiert den Beginn der Frankfurter Auschwitzprozesse. Die Verhandlungen begannen am 20. Dezember 1963. Es wurden über 359 Zeugen aus 19 Ländern vernommen, von denen 211 ehemalige Häftlinge waren. Es fanden noch zwei weitere Auschwitzprozesse in Frankfurt von 1965 bis 1966 und von 1967 bis 1968 statt. Mit dem Begriff »Auschwitzprozesse« verbindet sich heute eine Vielzahl an

Prozessen, die sich der Aufarbeitung des Holocausts widmeten. In Deutschland erwachte durch die Frankfurter Prozesse das Bewusstsein, sich kontinuierlich mit der deutschen Schuldfrage befassen zu müssen. Dies hält bis heute in Verfahren gegen ehemalige Beteiligte an.

Henning de Vries



picture alliance / ASSOCIATED PRESS

Das Lager der Verantwortlichen: Blick in den Frankfurter Gerichtssaal, wo ab 1963 Personal des Konzentrationslagers Auschwitz angeklagt wurde.

Ägypten und Syrien greifen Israel an

6. Oktober 1973

Am Kippur ist das jüdische Versöhnungsfest. Aus der religiösen Feiertagsruhe wurden die Israelis 1973 durch die Nachricht einer ägyptischen Offensive über den Suezkanal gerissen. Syrische Truppen griffen im Norden zeitgleich die Golanhöhen an. Der vierte Nahostkrieg brachte die überraschten Selbstverteidigungsstreitkräfte Israels anfangs an den Rand der Niederlage. Schnelle Waffenlieferungen aus den USA halfen Israel in dieser großen Gefahr. Die strategische Lufttransportoperation »Nickel Grass« konnte sich allerdings nur auf einen US-Luftwaffen-

stützpunkt auf den portugiesischen Azoren abstützen. Alle anderen europäischen Regierungen verweigerten Überflüge.

Nach der schnellen Mobilisierung ging Israel ab dem 8. Oktober zum Gegenangriff über. Nie offiziell bestätigten Berichten zufolge befahl die israelische Ministerpräsidentin Golda Meir in der Nacht zum 9. Oktober, die Atomsprenköpfe für einen Einsatz vorzubereiten. Dieser war nicht mehr von Nöten: Bis zum 10. Oktober konnte im Norden die syrische Armee zurückgeschlagen werden. Mit der Überquerung des Suezkanals am 16. Oktober gelang es General

Ariel Sharon, die am Ostufer verbliebene ägyptische 3. Armee einzukesseln. Syrien schloss am 22. Oktober einen Waffenstillstand. Zwei Tage später endeten auch die Kämpfe mit Ägypten.

Golda Meir und ihr Verteidigungsminister Mosche Dajan wurden für die anfänglichen Überraschungserfolge der Gegner verantwortlich gemacht und traten zurück. Auch Ägypten zog seine Lehren aus der neuerlichen Niederlage und schloss 1979 Frieden mit Israel. Dafür erhielt es bis 1982 den Sinai zurück.

Klaus Storkmann

Mit drei Armeen im Angriff

Der polnische Operationsplan vom Juni 1989

Mit Blick auf den derzeitigen Krieg in der Ukraine dienen Planungsdokumente von vor rund drei Jahrzehnten auch zum Verständnis heutiger russischer Militärpolitik, die weiterhin der alten sowjetischen Doktrin folgt, jeden Gegner auf seinem eigenen Territorium zu schlagen und den Kampf vom eigenen Territorium fernzuhalten.

Von Friedrich K. Jeschonnek und Siegfried Lautsch

Am 30. Mai 1987 meldeten Presseagenturen, dass der Politisch-Beratende Ausschuss der Warschauer Vertragsorganisation (WVO, im Westen damals und heute generell als »Warschauer Pakt« bezeichnet) anlässlich seiner Tagung in Ost-Berlin eine gemeinsame Militärdoktrin als »Berliner Erklärung« verabschiedet habe. Es handelte sich um Prinzipien für eine veränderte verteidigungspolitische Konzeption der WVO auf Basis der vom sowjetischen Staatschef Michail S. Gorbatschow verfolgten neuen Linie in der Außen- und Sicherheitspolitik. Mit Begriffen wie »Neues Denken«, »Haus Europa«, »Glasnost und Perestroika« sowie »defensive Verteidigung« hatte der sowjetische Parteichef seinen fundamentalen Kurswechsel kommuniziert. 1985 hatten Gorbatschow und seine Berater festgestellt, dass die bislang gültige, auf Offensive ausgerichtete sowjetische Militärdoktrin aus den 1970er Jahren nicht mit der nunmehr vorgesehenen defensiven Strategie in Einklang stand. Daraufhin wurden Leitlinien für eine neue Militärdoktrin der WVO erarbeitet und auf der Tagung in Ost-Berlin

von den Staats- und Parteichefs gebilligt und international kommuniziert.

Inwieweit passen jedoch in einem Warschauer Archiv entdeckte offensive polnische Planungen aus dem Jahr 1989 zur zwei Jahre zuvor verkündeten Defensivdoktrin?

Seit den 1960er Jahren gingen die Planungen der WVO stets von einem Angriff der NATO aus. Die Armeen der Sowjetunion und ihrer Verbündeten sollten die angreifenden NATO-Kräfte sofort grenznah zum Stehen bringen und dann gestaffelt Gegenangriffe auf das Territorium des Gegners führen.

Offensive Militärdoktrin

Dort sollte ihm die »abschließende vernichtende Niederlage« erteilt werden. Dieses strategische Konzept war in der Sowjetunion bereits in den 1930er Jahren entwickelt und für die WVO seitdem immer weiter fortgeschrieben worden.

Es sah folgende Kräfteverteilung vor: Die für den (Gegen-)Angriff erforderlichen Kräfte waren mehrfach gestaffelt. Zur 1. Strategischen Staffel gehörten die aus der Gruppe der sowjetischen Streit-

kräfte in Deutschland (GSSD) und der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR gebildete 1. Front, südlich anschließend die aus der tschechoslowakischen Volksarmee und dort stationierten sowjetischen Verbänden zu bildende 2. Front, im Norden die aus der polnischen Volksarmee zu bildende 3. Front, auch als Küstenfront bezeichnet. Sie hatten die Aufgabe, nach einem NATO-Angriff nach Westen anzugreifen. Fronten waren in der sowjetischen Militärorganisation das Gegenüber zu den Army Groups der NATO. Zur 2. Strategischen Staffel gehörten drei weitere, aus den baltischen, belarussischen und karpatischen Militärbezirken gebildeten rein sowjetische Fronten. Diese 2. Strategische Staffel war erst nach der Mobilmachung gefechtsbereit und verlegbar. Sie wäre der angreifenden 1. Strategischen Staffel gefolgt und hätte zur Fortführung von Kampfhandlungen in der gegnerischen Tiefe gedient. Die Verbände beider strategischer Staffeln waren nochmals in sich in zwei operative Staffeln gegliedert.

Die operativen Planungen unterlagen periodischen Fortschreibungen, die sich aus der Entwicklung von Bedrohungs-

picture alliance / PAP



General Wojciech Jaruzelski (1923–2014): von 1968 bis 1983 Verteidigungsminister der Volksrepublik Polen, 1981 zusätzlich Vorsitzender der regierenden Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei und Ministerpräsident (bis 1985), von 1985 bis 1989 Staatsratsvorsitzender der Volksrepublik Polen und anschließend bis 1990 Staatspräsident, Aufnahme von 1976.

Fronttruppen sowie die 3. Luftarmee. Der Personalumfang wurde 1980 mit insgesamt 590 000 Soldaten geplant. Jede Armee bestand aus vier bis fünf Divisionen und Armeetruppenteilen. Die Front war mit 3296 Panzern (darunter 722 veraltete Panzer des Typs T-34/85), 640 Schützenpanzern, 24 operativ-taktischen Raketenstartrampen und circa 3300 Artilleriesystemen ausgestattet. Die Frontfliegerkräfte waren mit 370 Kampfflugzeugen und 275 Hubschraubern ausgerüstet. Die in Polen stationierte sowjetische Nordgruppe war nicht in die Küstenfront integriert.

Seit Gründung der WVO war es die Aufgabe Polens, sein Staatsgebiet als Durchmarschraum für sowjetische Verbände der 2. Strategischen Staffel bereit zu halten, zugleich mit eigenen Kräften der Küstenfront beiderseits Hamburgs bis nach Jütland angriffsweise vorzustoßen, ferner Landungen der Vereinten Ostseeflotte (VOF) auf den dänischen Inseln zu unterstützen und mit zwei Armeen Teile der Niederlande beziehungsweise Belgiens einzunehmen. Eine derartige offensive Planung hätte es ab 1987 aufgrund neuer defensiver Ausrichtungen der WVO überhaupt nicht geben dürfen. Demgegenüber ist in den im Warschauer Archiv aufgefundenen bis Anfang 2021 noch geheimen Plänen eine unveränderte Angriffsplanung für die polnische Küstenfront zu erkennen. Alles andere korrespondierte mehr oder weniger mit alten Plänen.

Nach Schleswig-Holstein, Bremen und ins Emsland

Der aus einer auf den ersten Blick eher verwirrenden Karte und einem aussagekräftigeren Textteil bestehende Operationsplan »zum Einsatz der Streitkräfte der Volksrepublik Polen« wurde 1989 von den höchsten militärischen Vertretern der WVO und Polens unterschrieben.

Er sah den Gegenangriff der drei Armeen der Küstenfront in westliche Richtung mit der 1. Polnischen Armee nördlich von Hamburg nach Schleswig-Holstein, mit der polnischen 2. Armee nördlich von Bremen und mit der polnischen 4. Armee ins Emsland vor. Die

wahrnehmungen, militärwissenschaftlichen Erkenntnissen, Materialausstattung, verfügbaren Ressourcen und der Feindbeurteilung ergaben. Eine Konstante blieb die strategische Absicht, nach einem überraschenden gegnerischen Angriff zur Offensive überzugehen und den Gegner auf seinem Gebiet auch unter Nutzung nuklearer Schläge zu vernichten.

590 000 Soldaten, 3296 Panzer

Die Überlegung, dass im Falle einer großangelegten militärischen Aggression zunächst effektiv verteidigt werden müsse, resultierte aus einer realistischen Neubewertung der massiv gesteigerten militärischen Fähigkeiten der NATO seit Anfang der 1980er Jahre. Hierzu gehörte unter anderem die Einführung intelligenter Munition, neuer Kampfpanzer und von Panzerabwehrhubschraubern.

So wurde zunächst für die sowjetisch geführte 1. Front in der DDR 1983 ein neues Zwei-Phasen-Konzept entwickelt, das nun erstmals eine längere Phase der Verteidigung und dann erst den Gegenangriff vorsah. Planungen für andere Fronten wurden 1986 entsprechend angepasst. Diese aus operativen Notwendigkeiten heraus entstandenen Änderungen wurden dann 1987 in Ost-Berlin medienwirksam von den höchsten politischen Führern des Ostblocks als neues, defensives Denken präsentiert.

Analysiert man aber die geheimen Planungen der polnischen Streitkräfte von 1989, ergibt sich, dass entgegen aller Erklärungen am alten Konzept des Gegenangriffs festgehalten wurde.

Die zur 1. Strategischen Staffel gehörende, polnisch geführte 3. Front sollte im Mobilmachungsfall aus folgenden Truppen zusammengestellt werden: die polnische 1., 2. und 4. Armee, weitere

angreifenden Armeen bildeten jeweils in sich nochmals zwei Staffeln mit je zwei Divisionen nebeneinander. Die polnischen Luftstreitkräfte sollten von zehn Einsatzbasen in der DDR aus den Angriff in einem dreitägigen Einsatz unterstützen. Landungen von Kräften der Vereinten Ostseeflotte auf den dänischen Inseln sind einbezogen.

Diese Planungen sind im Zusammenhang mit einem anderen Verteidigungsplan von 1986 zu sehen, welcher der Küstenfront die Aufgabe zuwies, polnisches Staatsgebiet gegen NATO-Landungen an der Küste zu verteidigen. Es ist deshalb sehr verwunderlich, dass sich ab 1989 die Küstenfront erneut auf einen massiven Gegenangriff auf NATO-Gebiet planerisch einzustellen hatte. Erklärbar erscheint, dass die neue Planung mit dem sowjetischen Zwei-

Phasen-Konzept kompatibel zu sein hatte: erst Verteidigung auf eigenem Gebiet, dann ein Gegenangriff. Entsprechende Planungen wurden schon 1988 für Teile anderer WVO-Fronten, ausgenommen der sowjetischen 1. Front in der DDR, erstellt, die alle einen zugrundeliegenden NATO-Angriff aufzufangen hatten.

Der polnische Operationsplan von 1989 überrascht durch die Betonung von Angriffshandlungen ins NATO-Gebiet zu einer Zeit, in der öffentlich, international und mit Bezug zur Berliner Erklärung mit einer defensiven Verteidigung argumentiert wurde. Es wird deutlich, dass sich die sicherheitspolitischen Aussagen ab 1987 offensichtlich nur auf die von GSSD und der NVA zu bildende 1. Front bezogen haben. Demgegenüber wurde über Planungen für die weiteren

Fronten nichts kommuniziert. Wie die polnische Planung von 1989 zeigt, bestand für die anderen WVO-Fronten neben beziehungsweise hinter der 1. Front weiterhin die Aufgabe, einen Angriff »zur Zerschlagung des Gegners« auf seinem Territorium planerisch vorzusehen.

Anhand der Operationsplanung von 1989 wird damit ableitbar, dass es trotz der defensiven Absichten in der Berliner Erklärung von 1987 keine wirkliche Änderung in den Zielen der Kriegsplanung gab, sondern bestenfalls eine Synthese zwischen *neuem* und *altem* Denken stattfand. Nach der vielfach verkündeten Anfangsverteidigung bestand die geheime Option einer Offensive durch weitere Fronten zur endgültigen Zerschlagung des Gegners weiter fort.

Die vielfältigen sicherheitspolitischen Initiativen von Gorbatschow und dem



Aussicht auf Erfolg? Eine Kompanie Schützenpanzer des Typs BMP der Polnischen Volksarmee auf einer Übung, undatiert.



picture alliance / PAP | Jan Bogacz | reneusz Sobieszczuk

damaligen polnischen Staatspräsidenten General Wojciech Jaruzelski lassen den Schluss zu, dass sich die Politiker wenig Zeit für spezielle militärtechnische und operative Fragen genommen zu haben scheinen. Denn die dargestellten operativen Pläne hätten sie bei Kenntnis außer Kraft setzen müssen.

»Eventualfallpläne«?

Die Generalstäbe hatten sich offenbar planerische Freiräume geschaffen, die sie im eigenen Ermessen nutzten. Es bleibt späteren Untersuchungen zur sowjetischen Militärgeschichte vorbehalten festzustellen, ob und inwieweit Gorbatschow und die Staats- und Parteichefs des Ostblocks in die operativen Details des Zwei-Phasen-Konzepts jemals eingewiesen wurden. Der sowjetische Generalstab konnte, zumindest auf dem Papier, seine Vorstellungen durchsetzen: So galten dessen bisherige offensive Militärdoktrinen insgeheim und prinzipiell weiter. Sie können als »Eventualfallpläne« begriffen werden und als letzter Versuch, an alten Konzepten festzuhalten. Ein weiterer möglicher Zweck könnte gewesen sein, im

Verlaufe eines Krieges der politischen Führung unterschiedliche Optionen anbieten zu können.

Eine weitere Erkenntnis aus den offengelegten Operationsplänen ist, dass nicht nur die polnischen, sondern alle WVO-Streitkräfte noch 1989, also bis zum Ende des Kalten Krieges, einen offensiv eingestellten Gegner benötigten, den es in der Realität aber nicht gab. Die NATO wurde durch verfälschte Darstellung ihrer Fähigkeiten und Absichten als überlegen herausgestellt, um die Gefechtsbereitschaft und hohen Verteidigungsausgaben gegenüber der eigenen Bevölkerung und Truppe zu rechtfertigen.

1990 trat die DDR aus der WVO aus, bevor diese sich im selben Jahr auflöste und die Sowjetunion im Jahr darauf endgültig zerfiel. Eine ganzheitliche, sicherheitspolitisch schlüssige neue Militärdoktrin der WVO wurde daher niemals abgeschlossen. Damit wird »der Operationsplan zum Einsatz der Streitkräfte der Volksrepublik Polen im Krieg« zum Schlüsseldokument für das Verständnis und die Einordnung der Berliner Erklärung von 1987, ihrer Leitlinien, unvollendeten Doktrinen und damit verbundener Planungswirklichkeit.

Vor allem zeigt sich die Diskrepanz zwischen der politischen und militärischen Dimension der operativen Planung. Dieser Operationsplan steht exemplarisch für ein »altes Denken« der obersten militärischen Führer in der WVO. Im Prinzip gab es keine neue Militärdoktrin der WVO, sondern eine alte Militärdoktrin und unterschiedliche operative Planungen für Verteidigung und Angriff.

Oberst a.D. Friedrich K. Jeschonnek war u.a. Redakteur des Hardthöhenkuriers, Bonn.

Oberstleutnant a.D. Siegfried Lautsch war als Oberst der NVA mit der operativen Planung befasst.

Literaturtipps

Siegfried Lautsch, Kriegsschauplatz Deutschland. Erfahrungen und Erkenntnisse eines NVA-Offiziers, Potsdam 2013.

Die Streitkräfte der DDR und Polens in der Operationsplanung des Warschauer Paktes. Hrsg. im Auftrag des MGFA von Rüdiger Wenzke, Potsdam 2010.

Bücher



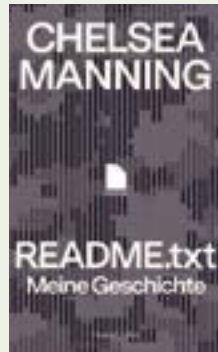
Kriegsreporterin als Bekenntnis

»Was macht denn eine Frau hier?« Diese Frage wurde Dickey Chapelle in den 25 Jahren, in denen sie als Kriegsreporterin tätig war, häufig gestellt. Chapelle ist eine der 30 in diesem Buch vorgestellten Journalistinnen und Fotografinnen, die sich in die Kriegs- und Krisengebiete dieser Welt begeben haben. »Wenn du über den Krieg berichtest, ist das Wichtigste, dass du am Leben bleibst, um die Story und die Bilder in die Welt zu tragen«, erklärte Chapelle einmal einem jungen Kollegen. Das war ihr selbst nicht gelungen. Am 4. November 1965 hatte sie in Vietnam eine Patrouille begleitet. Ihr Vordermann löste eine Sprengfalle aus, die im Sand versenkt war.

Rita Kohlmaier porträtiert in dem Buch »Kriegsreporterinnen« 30 spannende Lebensgeschichten von Frauen, die alle eines gemein haben; sie haben unter Einsatz ihres Lebens die Kriege und bewaffneten Konflikte dieser Welt dokumentiert und der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Helene Heldt

Rita Kohlmaier, *Kriegsreporterinnen – Im Einsatz für Wahrheit und Frieden*, München 2022. ISBN 978-3-949582-10-3, 176 S., 28,00 Euro



Gewissensfragen

Der Einsatz im Irak brachte die IT-Spezialistin Chelsea Manning in zunehmende Gewissenskonflikte. Die Einblicke in die Aktionen der US Army als nachrichtendienstliche Analytikerin ließen den Eindruck wachsen, »dass wir es waren, die an bestimmten Orten Chaos anrichteten, dass wir die Gewalt brachten, dass wir die Aggressoren waren – die ›bösen Jungs‹ reagierten nur auf uns. Wenn wir ein Viertel filzten, wenn wir die Menschen aus dem Haus zerzten und Tod und Zerstörung hinterließen, geriet die ganze Gegend aus den Fugen.« Im Mai 2010 wurde Manning unter dem Verdacht verhaftet, militärische Dokumente kopiert und WikiLeaks zugespielt zu haben. Von der Rekrutierung bis in den Irakkrieg kann der Leser den Weg vom jungen Soldaten bis hin zur mutigen und umstrittenen Whistleblowerin nachvollziehen. Es folgten sieben Jahre Haft. Besonders bedrückend und erniedrigend waren für die transsexuelle Soldatin dabei die Haftbedingungen in Quantico. In ihrer Autobiographie beschreibt Chelsea Manning auch ihre persönliche Transition zur Frau.

Christian Jentsch und Klaus Storkmann

Chelsea Manning, *README.txt. Meine Geschichte*, Hamburg 2022, ISBN 978-3-7499-0207-1, 332 S., 22,00 Euro



Das Jahr der Extreme

Wer Florian Illies Roman »1913. Der Sommer des Jahrhunderts« mag, ist hier genau richtig. Zwölf Kapitel für zwölf Monate. Kurzweilig und flott geschrieben, entwirft der Journalist Christian Bommarius ein Panorama des Krisenjahres 1923. Die Nachkriegszeit geht zu Ende, die Goldenen Zwanziger beginnen, doch Hyperinflation, Ruhrkampf und Streiks prägen die Gesellschaft. Es gibt kommunistische und rechtsextreme Aufstände, bittere Armut und schillernde Unterhaltung. Franz Kafka erlebt seine letzte Liebe, Sepp Herberger spielt Fußball, Marcellus Schiffer macht Kabarett. In München putscht ein gebürtiger Österreicher und fordert die Republik heraus. Entspannung bringt die Einführung der Rentenmark. Ein Jahr der Gegensätze und Extreme – im Kleinen wie im Großen. Eine tolle Ergänzung zu all den Büchern, die in den letzten Monaten zum Weimarer Krisenjahr erschienen sind. Der Anhang hätte ausführlicher sein können.

Esther Geiger

Christian Bommarius, *Im Rausch des Aufruhrs. Deutschland 1923*, München 2023. ISBN 978-3-423-35202-4, 352 S., 14,00 Euro



Mord und Vertreibung 1922

Als »Katastrophe von Smyrna« haben sich Feuertod, Ermordung und Vertreibung in das kollektive Gedächtnis der Griechen und Armenier eingebrannt; die »Befreiung von Izmir« nennen es hingegen die Türken und feiern den 9. September seither als lokalen Feiertag. Im September 1922 beendete die türkische (Rück-)Eroberung nicht nur drei Jahre griechischer Besatzung, sondern auch die mehr als dreitausend Jahre alte griechische Geschichte der Region. Circa 40 000 griechische und armenische Zivilisten wurden laut gesicherten Angaben ermordet. Die Zahl der Todesopfer lasse sich »nur schwer beziffern«, räumt Giles Milton ein. In seinem in kurzweiligem britischem Erzählstil geschriebenen Sachbuch beschreibt er mit Empathie und Emotionen, »wie der Traum einer Vielvölkerstadt in Flammen aufging«. Smyrna war das Menetekel. 1923 wurden 1,25 Millionen Griechen aus der Türkei vertrieben, 500 000 Türken verloren ihre Heimat in Griechenland. »Bevölkerungsaustausch« nannte dies der Vertrag von Lausanne. Er stand oft am Ende von Kriegen.

Klaus Storkmann

Giles Milton, Das Inferno von Smyrna. Wie der Traum einer Vielvölkerstadt in Flammen aufging, Darmstadt 2022. ISBN 978-3-8062-4493-9, 464 S., 38,00 Euro



Zwischen Ost und West

Am Beginn seines Buches fragt der Autor, Serhii Plokyh, wie man mehr als zwei Jahrtausende Geschichte eines Landes auf ein paar hundert Seiten zusammenfassen soll. Diese Erzählung gelingt ihm auf außerordentliche Weise, indem er die Ukraine als das »Tor Europas« beschreibt. Die Geschichte der Ukraine wird im Verhältnis zum Byzantinischen Kaiserreich, zu den Mongolen, zu Polen, zu Russland und innerhalb der Sowjetunion nachgezeichnet. Das »Tor Europas« dient daher nicht nur als Metapher, vielmehr zeigt der Autor, wie die Ukraine in diesen vielschichtigen Beziehungen zu einem Land und einer Nation geworden ist. Diese innere Entwicklung der Ukraine steht im Kontext äußerer Entwicklungen, die das Land selbst durchziehen und es zu einem Tor zwischen Ost und West wie auch Europa und Asien machen. Die Geschichte der Ukraine spiegelt daher auch die Entwicklung europäischer Identität wider.

Henning de Vries

Serhii Plokyh, Das Tor Europas. Die Geschichte der Ukraine, Hamburg 2022. ISBN 978-3-455-01526-3, 560 S., 30,00 Euro



Der Sonnenkönig

Unordnung und Angst prägten seine Kindheit, zumindest politisch. Aber für einen künftigen König ist alles um ihn herum Politik. Sechs Jahre (1648 bis 1654) erschütterten Aufstände der »Fronde« Frankreich. Louis' Herrschaft schien beendet, bevor sie begann. 1643 wurde der erst Vierjährige zum neuen König proklamiert, seine Mutter herrschte in seinem Namen. Mit 13 Jahren wurde er für volljährig erklärt und mit 16 gekrönt. Aber de facto regierte sein Leitender Minister Kardinal Mazarin. Als dieser 1661 starb, verzichtete der 22-jährige König auf einen neuen Minister und griff nach der ganzen Macht. Was der Hof für eine kurze Episode hielt, sollte bis zum Tod Louis' 1715 andauern und eine Epoche prägen: der Absolutismus. Der exzellente Frankreichkenner Johannes Willms hat kurz vor seinem Tod 2022 eine »schonungslose« Biographie des »Sonnenkönigs« vollendet. Darauf deutet schon die Benennung der drei Kapitel hin, die man so bei einem der mächtigsten Herrscher kaum erwartet: »Lehrjahre der Macht«, »Illusion der Macht« und »Schatten der Macht«.

Klaus Storkmann

Johannes Willms, Louis XIV. Der Sonnenkönig und seine Zeit, München 2023. ISBN 978-3-406-80067-2, 532 S., 33,00 Euro

Medien

Flucht über den Atlantik

Transatlantic, Netflix, 2023, 7 Folgen
à 50–60 Minuten

Marseille, Sommer 1940: Eine reiche Amerikanerin sitzt in einem südfranzösischen Straßencafé und genießt das Flair der Mittelmeermetropole. Scheinbar. Doch schnell wird klar: Sie ist in einer Mission unterwegs. Eine riskante Mission, denn das nationalsozialistische Regime bedroht Europa. Seit einem Jahr herrscht Krieg. Und auch viele Kunst- und Kulturschaffende sind in Gefahr, denn ihre Werke gelten bei den Nationalsozialisten als »entartet«.

So fliehen ungezählte Menschen, darunter einige der hellsten Köpfe Europas, in die noch unbesetzten Teile des Kontinents und möglichst noch weiter: über den Atlantik, nach Amerika. Bei diesem Unterfangen helfen ihnen Mary Jane Gold und der Journalist Varian Fry, der in Marseille das US-amerikanische Emergency Rescue Committee leitet. In einer Villa am Stadtrand von Marseille verstecken Gold und Fry einige der bekanntesten Intellektuellen und Kunstschaffenden ihrer Zeit, etwa Hannah Arendt, Max Ernst, Marc Chagall oder Walter Benjamin. Sie alle warten dort auf die Möglichkeit zur Flucht.



Kunstvolle Flucht: Mary Jane Gold (r.) im Kreis der Schicksalsgemeinschaft in Marseille.

Die Serie bietet eine andere Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg. Fernab vom militärischen Kriegsgeschehen zeigt sie auf, welchen Bedrohungen sich Geflüchtete ausgesetzt sahen, wie weit der Arm des nationalsozialistischen Regimes reichte. Fast surreal wirken dabei manches Mal die südfranzösische Idylle im Hintergrund und die absurd-skurrielen Darbietungen der Flüchtenden, die ihnen Trost und Ablenkung von der permanenten Bedrohung zu geben scheinen. Die siebenteilige Netflix-Serie beruht auf der Romanvorlage »The Flight Portfolio« und vor allem auf wahren Begebenheiten. Mehr als 2000 Menschen verhalfen Gold, Fry und ihr Rettungsnetzwerk zur Flucht.

Cornelia Juliane Grosse

Schrecken des Ersten Weltkrieges

The Great War: Western Front, Petroglyph Games, 34,99 Euro

Das Spiel »The Great War« nimmt uns mit auf eine fesselnde Zeitreise in den Ersten Weltkrieg und ermöglicht es, die Ereignisse und Schlachten dieser düsteren Ära mitzerleben.

Die Spielmechanik ist anspruchsvoll, aber belohnend. Man hat die Möglichkeit, entweder auf Seiten der Alliierten oder der Mittelmächte zu kämpfen und strategische Entscheidungen zu treffen, um die Schlachten zu gewinnen. Die Kombination aus taktischem Vorgehen, Ressourcenmanagement und dem Einsatz verschiedener Einheitentypen verleiht dem Spiel eine interessante spielerische Tiefe. Die Entwickler haben es geschafft, die Schrecken des Krieges in beeindruckender Detailtreue darzustellen.



len. Von den zerstörten Schützengräben über die explodierenden Granaten bis hin zu den realistisch animierten Soldaten – das visuelle Erlebnis ist atemberaubend und trägt dazu bei, dass man völlig in das Spiel eintaucht.

Besonders lobenswert ist die historische Genauigkeit des Spiels. Es ist offensichtlich, dass die Entwickler umfangreiche Recherchen betrieben haben, um den Ersten Weltkrieg möglichst authentisch darzustellen. Von den historischen Schlachtfeldern bis hin zu den Waffen und Uniformen – alles wurde sorgfältig nachgebildet.

Obwohl »The Great War: Western Front« viele positive Aspekte hat, gibt es auch ein paar kleinere Mängel. Manchmal sind die Ladezeiten etwas lang und es gibt einige vereinzelte technische Probleme, die den Spielfluss beeinträchtigen können. Allerdings werden diese Probleme derzeit durch regelmäßige Updates und Patches seitens der Entwickler behoben.

Alles in allem ist »The Great War« ein fesselndes PC-Spiel, das Fans von Strategiespielen und Geschichtsinteressierte gleichermaßen begeistert wird. Es bietet eine packende Zeitreise in den Ersten Weltkrieg, eine beeindruckende Grafik, anspruchsvolle Spielmechaniken und eine hohe historische Genauigkeit. Trotz der steilen Lernkurve ist dieses Spiel definitiv eine Empfehlung wert.

Severin Pleyer

Ausstellungen

AALEN

Der Limes als UNSECO-Welterbe

Limesmuseum
St.-Johann-Straße 5
73430 Aalen
Tel: 0 73 61 / 52 82 87 0
www.limesmuseum.de
Dauerausstellung
Dienstag bis Sonntag
10.00 bis 17.00 Uhr
Eintritt: 6,00 Euro
Ermäßigt: 4,00 Euro

BERLIN

Was erzählen Fotografien? Albert Dieckmanns Bilder aus dem besetzten Osteuropa 1941/42

Museum Berlin-Karlshorst
Zwieseler Straße 4
10318 Berlin
Tel.: 0 30 / 50 15 08 10
www.museum-karlshorst.de
Bis 17. Dezember 2023
Dienstag bis Sonntag
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt frei

HAMBURG

Deutschland zur See. 175 Jahre Marine

Internationales Maritimes
Museum Hamburg
Peter Tamm Sen. Stiftung
Kaispeicher B
Koreastraße 1
20457 Hamburg
Tel.: 0 40 / 30 09 23 00
www.imm-hamburg.de
Bis 5. November 2023
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 15,00 Euro
Ermäßigt: 11,00 Euro

INGOLSTADT

Soldatenbilder 1650–1820 Gemälde aus dem Depot des Bayerischen Armeemuseums

Bayerisches Armeemuseum
Neues Schloss
Paradeplatz 4
85049 Ingolstadt
Tel.: 08 41 / 93 77 0
www.armeemuseum.de
Bis 31. Dezember 2024
Dienstag bis Freitag
9.00 bis 17.30 Uhr
Samstag bis Sonntag
10.00 bis 17.30 Uhr
Eintritt: 3,50 Euro
Ermäßigt: 3,00 Euro
Sonntags: 1,00 Euro

KALKRIESE

COLD CASE

Tod eines Legionärs
VARUSSCHLACHT im
Osnabrücker Land –
Museum und Park Kalkriese
Venner Straße 69
49565 Bramsche
Tel: 0 54 68 / 92 04 0
www.kalkriese-varusschlacht.de
Bis 5. November 2023
April bis Oktober
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
November bis März
Dienstag bis Sonntag
10.00 bis 17.00 Uhr
Eintritt: 12,00 Euro
Ermäßigt: 9,00 Euro
Kinder bis 6 Jahre frei

LEIPZIG

FORUM 1813 – Museum zur Völkerschlacht bei Leipzig

Völkerschlachtdenkmal
Straße des 18. Oktober 100
04299 Leipzig
Tel.: 03 41 / 24 16 87 0
www.stadtgeschichtliches-museum-leipzig.de
Dauerausstellung
April bis Oktober
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
November bis März
Täglich
10.00 bis 16.00 Uhr
Eintritt: 10 Euro
Ermäßigt: 8 Euro
Kinder bis 6 Jahre frei



WILHELMSHAVEN

Tina Asche: DAZWISCHEN Zur Lebensrealität

Wilhelmshavener Marine-soldatinnen und -soldaten
Deutsches Marinemuseum
Südstrand 125
26382 Wilhelmshaven
Tel.: 04421 / 400 840
www.marinemuseum.de
Bis 19. November 2023
April bis Oktober
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
November bis März
Täglich
10.00 bis 17.00 Uhr
Eintritt: 14,00 Euro
Ermäßigt: 8,00 Euro
Soldatinnen, Soldaten und
Kinder bis 5 Jahre frei

Der besondere Tipp

Hörfeature zum Hitlerputsch



Zeitgeschichte trifft auf Popgeschichte. Dort wo David Bowie, Depeche Mode oder U2 legendäre Alben wie »Heroes« oder »Achtung Baby«

aufnahmen, lässt das ZMSBw seine Hörfeature produzieren. Unter dem Dach der berühmten Hansa Studios bei audioberlin vertonte der Hörfunk-Autor Christian Blees jüngst das Hörfeature »Der Hitlerputsch 1923«, basierend auf einem Buch von Peter Tauber, das in der Reihe »Kriege der Moderne« im Reclam Verlag erschienen ist. Professionelle Sprecherinnen und Sprecher wie Ilka Teichmüller und Thomas Hollaender lassen das Geschehen in München auf fesselnde Weise lebendig werden. Ein Schlüsselereignis der Weimarer Republik, angereichert durch O-Töne damaliger Akteure und Zeitzeugen, ist nun auch in dieser dokumentarischen Form einem breiten Hörerkreis auf der Homepage des ZMSBw kostenlos zugänglich. Der Putsch selbst ist eine Geschichte des Scheiterns. Hier stellte sich im Krisenjahr 1923 der Staat erfolgreich rechten Aufrührern entgegen. Wäre es zehn Jahre später nicht zur Machtübernahme

durch die Nationalsozialisten gekommen, würde sich heute vermutlich kaum jemand mehr mit diesen regional begrenzten Unruhen befassen. Adolf Hitler und die nationalsozialistische Propaganda jedoch machten mit ihren nach 1933 abgehaltenen Gedenkfeiern und den Propagandaaktionen um die »Blutfahne« und um 1923 gefallene Kampfgefährten aus dem Scheitern eine Heldengeschichte.

Die Ereignisse des 8./9. November 1923 sind rasch zusammengefasst: Nach einer einpeitschenden Rede Hitlers im Bürgerbräukeller zog ein wilder Haufen Richtung Odeonsplatz. Dort stellte sich den Putschisten an der Feldherrnhalle die Bayerische Landespolizei entgegen. Es kam zum Schusswechsel, in dessen Folge Aufrührer, aber auch vier Landespolizisten und ein Unbeteiligter starben. Hitler kam in Festungshaft, in der er sein programmatisches Werk »Mein Kampf« zu Papier brachte. Viele zentrale Akteure des NS-Regimes begegnen uns im Zuge dieser Ereignisse erstmals, darunter der spätere SA-Chef Ernst Röhm oder Wilhelm Frick, der erster NSDAP-Minister in einer Landesregierung und schließlich Reichsminister des Innern werden sollte.

Rein organisatorisch verhielten sich die Putschisten (zum Glück für die fragile Weimarer Republik) dilettantisch, so ein Fazit von Peter Tauber. Aller Krise zum Trotz begann 1923 die sogenannte Stabilisierungsphase der Weimarer Zeit, die für ein paar Jahre kultureller Blüte und einigen wirtschaftlichen Wohlstand sorgte.

Christian Adam



Impressum

Herausgegeben vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr durch Oberst Dr. Sven Lange und Oberst Dr. Uwe Hartmann (V.i.S.d.P.)

Chefredakteurin:
Cornelia Juliane Grosse M.A.

Chef vom Dienst:
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.

Redaktion:
Hauptmann Helene Heldt M.A.
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.
Fregattenkapitän Dr. Christian Jentzsch
Oberstleutnant Dr. Harald Potempa
Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann

Major Dr. Dennis Werberg

Leiter Fachbereich Publikationen:
Dr. Christian Adam
Bildredaktion: Esther Geiger
Redaktionsassistentin: Christine Mauersberger
Lektorat: Björn Mielbrandt
Karten: Yvonn Mechtel, Frank Schemmerling, Bernd Nogli
Ausstellungen: Daniel Schilling, RefMusWes
Layout: Carola Klinke

Anschrift der Redaktion:
Redaktion »Militärgeschichte«
ZMSBw
Postfach 60 11 22, 14411 Potsdam
E-Mail: ZMSBwRedaktionMil.Geschichte@bundeswehr.org
Homepage: www.zms.bundeswehr.de

Manuskripte für die **Militärgeschichte** werden an obige Anschrift erbeten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Die Redaktion behält sich Änderungen von Beiträgen vor. Die Wiedergabe in Druckwerken oder Neuen Medien, auch auszugsweise, anderweitige Vervielfältigung sowie Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung erlaubt. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Inhalte von in dieser Zeitschrift genannten Webseiten und deren Unterseiten.

Für das Jahresabonnement gilt aktuell ein Preis von 15,00 Euro inklusive Versandkosten (innerhalb Deutschlands). Die Hefte erscheinen in der Regel jeweils zum Beginn eines Quartals. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugszeitraumes.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an:
ZMSBw
z.Hd. Frau Christine Mauersberger
Postfach 60 11 22, 14471 Potsdam
Tel.: 0331/9714 599, Fax: 0331/9714 507
E-Mail: ChristineMauersberger@bundeswehr.org

© 2023 für alle Beiträge beim ZMSBw

Druck: Druckhaus Plagge GmbH
An der Feuerwache 7, 49716 Meppen
E-Mail: info@druckhaus-plagge.de

ISSN 0940-4163



Aufnahme: Thomas Hollaender in den Hansa Studios.

Lehrsammlung Artillerie

Artillerieschule Idar-Oberstein

Artillerie führt den Feuerkampf aus der Distanz. Aufklärungsmitteln orten und weitreichende Geschütze bekämpfen den Gegner und verschaffen den eigenen Truppen so einen Vorteil im Gefecht. An der Artillerieschule der Bundeswehr im rheinland-pfälzischen Idar-Oberstein erlernen die Angehörigen der deutschen Artillerietruppe und die Verbündeten ihre militärische Profession.



Bundeswehr

Dabei unterstützt seit 1970 die Lehrsammlung. Sie zeichnet den Weg vom individuellen Handwerk des 13. Jahrhunderts bis zur größten Truppengattung des Heeres im Kalten Krieg nach. Einsatzgrundsätze und verschiedene Waffensysteme sowie Munitionen veranschaulichen die technologischen Entwicklungsschritte. So können Vorderladergeschütze, deutsche Feldgeschütze aus beiden Weltkriegen und alle außer Dienst gestellten Typen von Artilleriegeschützen und Raketenwerfern der Bundeswehr besichtigt werden. Im Ausstellungsbereich der Gesellschaft für Artilleriekunde ergänzen Schriftgut, Bilder und Uniformen die Darstellung.



Bundeswehr



Bundeswehr



Bundeswehr



Artillerieschule
Am Rilchenberg 30
55743 Idar-Oberstein
06781 510
ArtS@bundeswehr.org

Publikationen des ZMSBw



Der Sport des Militärs. Perspektiven aus Forschung, Lehre und Praxis. Im Auftrag des ZMSBw hrsg. von Martin Elbe und Frank Reichherzer Berlin, Boston: De Gruyter 2023 (= Beiträge zur Militärgeschichte, 82) IX, 445 Seiten, 49,95 Euro, ISBN 978-3-11-107212-8



Martin Elbe
Bewerberstudie 2022
Vom anfänglichen Interesse bis zur abgeschlossenen Bewerbung bei der Bundeswehr
Potsdam: ZMSBw 2023
(= Forschungsbericht 134),
69 Seiten, ISBN 978-3-941571-53-2,
DOI: <https://doi.org/10.48727/opus4-649>



ZUGEHÖRT! Der Podcast des ZMSBw



NS-Raubgut in den Bibliotheken der Bundeswehr?

Rund 500 000 Bände, alle erschienen vor 1945 und verteilt auf ca. 60 Bibliotheken des Verteidigungsressorts, werden aktuell akribisch auf ihre Herkunft und einen möglichen illegitimen Erwerb während der Zeit des Nationalsozialismus untersucht. Die Rekonstruktion der Bücher-Biographien erfolgt in der Intention einer Rückgabe an die Erben/ Rechtsnachfolger.